

SESSION 2012

ÉPREUVE À OPTIONS

COMPOSITION DE GÉOGRAPHIE

DURÉE : 6 heures

L'usage de la calculatrice n'est pas autorisé

Aucune feuille de calque n'est fournie.

L'utilisation de papier calque est strictement interdite

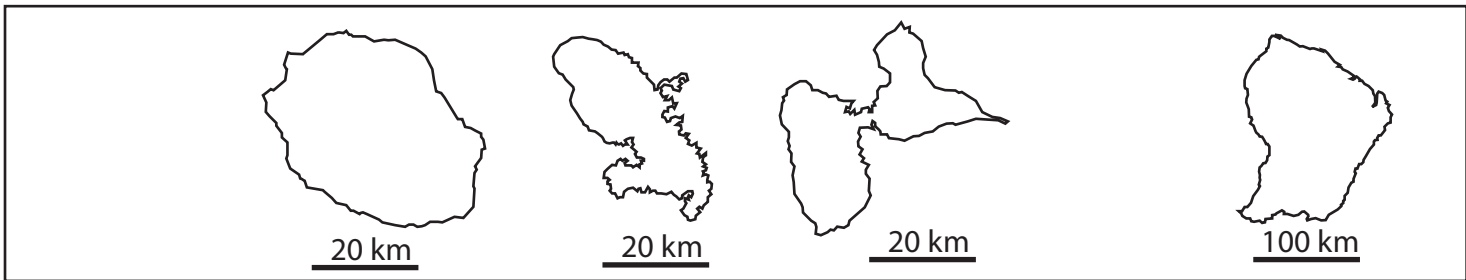
La France et la mer.

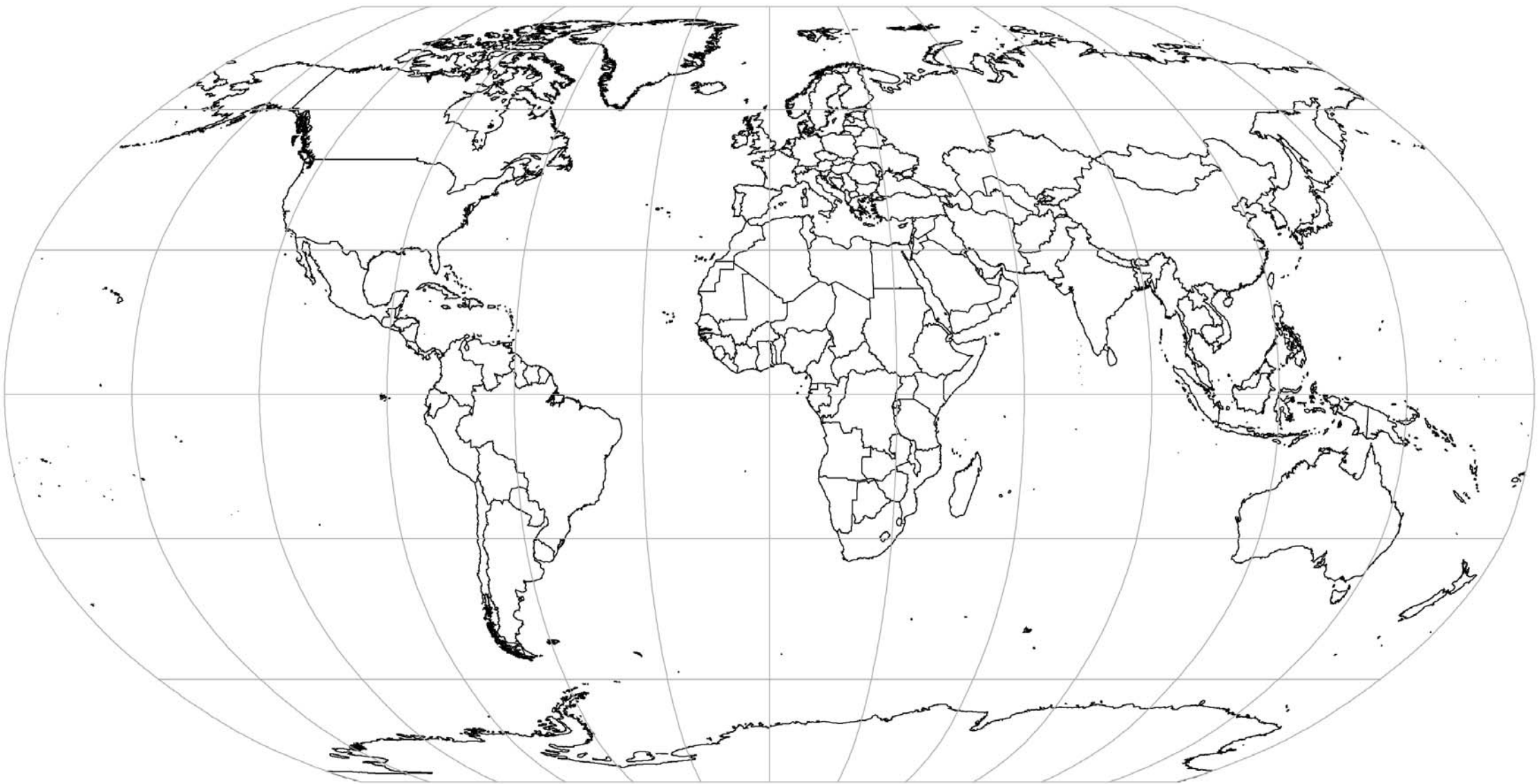
Les productions graphiques sont obligatoires.

Les candidats peuvent utiliser l'un, l'autre, voire aucun des fonds de carte proposés.

*Pièces jointes : Fond de carte : France métropolitaine + 4 DROM (format A3).
Planisphère (format A3).*

Tournez la page S.V.P.





UH 256/1

SESSION 2012

ÉPREUVE À OPTIONS

L'usage de la calculatrice n'est pas autorisé

VERSION LATINE

VERSION GRECQUE

Durée : 4 heures

Les candidats doivent **obligatoirement** traiter le sujet correspondant à la discipline qu'ils ont choisie au moment de l'inscription

Tournez la page S.V.P.

VERSION LATINE

L'éducation ne peut plus être aussi stricte que dans le passé.

Cicéron défend un jeune homme dont le père lui a confié l'éducation oratoire et qui s'est laissé entraîner dans une vie de plaisirs.

Dicet aliquis : « Haec est igitur tua disciplina ? Sic tu instituis adulescentes ? Ob hanc causam tibi hunc puerum parens commendauit et tradidit, ut in amore atque in uoluptatibus adulescentiam suam collocaret, et ut hanc tu uitam atque haec studia defenderes ? » Ego, si quis, iudices, hoc robore animi atque hac indole uirtutis atque continentiae fuit ut respueret omnes uoluptates omnemque uitae suae cursum in labore corporis atque in animi contentione conficeret, quem non quies, non remissio, non aequalium studia, non ludi, non conuiuia delectarent, nihil¹ in uita expetendum putaret, nisi quod esset cum laude et cum dignitate coniunctum, hunc, mea sententia, diuinis quibusdam bonis instructum atque ornatum puto. Ex hoc genere illos fuisse arbitror Camillos, Fabricios, Curios omnesque eos qui haec² ex minimis tanta fecerunt.

Verum haec genera uirtutum non solum in moribus nostris, sed uix iam in libris reperiuntur. Chartae quoque, quae illam pristinam seueritatem continebant, obsoleuerunt ; neque solum apud nos, qui hanc sectam rationemque uitae re magis quam uerbis secuti sumus, sed etiam apud Graecos, doctissimos homines, quibus, cum facere non possent, loqui tamen et scribere honeste et magnifice licebat, alia quaedam, mutatis Graeciae temporibus, praecepta exstiterunt.

CICERON

¹ Sous-entendre *qui* avant *nihil*.

² *Haec* (neutre pluriel) : « notre puissance ».

VERSION GRECQUE

UN PETIT JEUNE VEUT SE LANCER EN POLITIQUE

Socrate interroge le jeune Euthydème, qui croit posséder le bagage nécessaire pour prendre une part active aux affaires de la démocratie athénienne.

[C'est Socrate qui parle en premier.]

- Καὶ τί νομίζεις δῆμον εἶναι ;
- Τοὺς πένητας τῶν πολιτῶν ἔγωγε.
- Καὶ τοὺς πένητας ἄρα οἶσθα ;
- Πῶς γὰρ οὐ ;
- Ἄρ' οὖν καὶ τοὺς πλουσίους οἶσθα ;
- Οὐδέν γε ἦττον ἢ καὶ τοὺς πένητας.
- Ποίους δὲ πένητας καὶ ποίους πλουσίους καλεῖς ;
- Τοὺς μὲν, οἶμαι, μὴ ἱκανὰ ἔχοντας εἰς ἃ δεῖ τελεῖν πένητας, τοὺς δὲ πλείω τῶν ἱκανῶν πλουσίους.
- Καταμεμάθηκας οὖν ὅτι ἐνίοις μὲν πάνυ ὀλίγα ἔχουσιν οὐ μόνον ἀρκεῖ ταῦτα, ἀλλὰ καὶ περιποιῶνται ἀπ' αὐτῶν, ἐνίοις δὲ πάνυ πολλὰ οὐχ ἱκανά ἐστι ;
- Καὶ νῆ Δί', ἔφη ὁ Εὐθύδημος, ὀρθῶς γὰρ με ἀναμνησκεις, οἶδα γὰρ καὶ τυράννους τινάς, οἳ δι' ἐνδειαν ὥσπερ οἱ ἀπορώτατοι ἀναγκάζονται ἀδικεῖν.
- Οὐκοῦν, ἔφη ὁ Σωκράτης, εἴ γε ταῦτα οὕτως ἔχει, τοὺς μὲν τυράννους εἰς τὸν δῆμον θήσομεν, τοὺς δὲ ὀλίγα κεκτημένους, ἐὰν οἰκονομικοὶ ᾖσιν, εἰς τοὺς πλουσίους.

Καὶ ὁ Εὐθύδημος ἔφη ·

- Ἀναγκάζει με καὶ ταῦτα ὁμολογεῖν δῆλον ὅτι ἡ ἐμὴ φαυλότης · καὶ φροντίζω μὴ κράτιστον ἢ μοι σιγάν · κινδυνεύω γὰρ ἀπλῶς οὐδὲν εἶδέναι.

Καὶ πάνυ ἀθύμως ἔχων ἀπήλθε καὶ καταφρονήσας ἑαυτοῦ καὶ νομίσας τῷ ὄντι ἀνδράποδον εἶναι. Πολλοὶ μὲν οὖν τῶν οὕτω διατεθέντων ὑπὸ Σωκράτους οὐκέτι αὐτῷ προσῆσαν, οὓς καὶ βλακότερους ἐνόμιζεν · ὁ δὲ Εὐθύδημος ὑπέλαβεν οὐκ ἂν ἄλλως ἀνὴρ ἀξιόλογος γενέσθαι, εἰ μὴ ὅτι μάλιστα Σωκράτει συνεῖη · καὶ οὐκ ἀπελείπετο ἔτι αὐτοῦ, εἰ μὴ τι ἀναγκαῖον εἶη.

XÉNOPHON

UH 156/2

SESSION 2012

ÉPREUVE A OPTIONS

ENS Ulm – ENS de Lyon

**ANALYSE ET COMMENTAIRE EN LANGUE VIVANTE ÉTRANGÈRE
D'UN OU PLUSIEURS TEXTES OU DOCUMENTS
RELATIFS À LA CIVILISATION D'UNE AIRE LINGUISTIQUE**

ALLEMAND – ANGLAIS – ARABE – CHINOIS
ESPAGNOL – ITALIEN – PORTUGAIS – RUSSE

Durée : 6 heures

L'usage de la calculatrice n'est pas autorisé

Les candidats doivent **obligatoirement** traiter le sujet correspondant à la langue qu'ils ont choisie au moment de l'inscription.

Tournez la page S.V.P.

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ALLEMAND

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en allemand**, les six documents suivants:

DOCUMENT 1

Mehr Macht den Ländern!

Der Bund hat zu viele Kompetenzen an sich gerissen. Der Föderalismus muss deshalb grundlegend erneuert werden

Auf den Föderalismus, den das Grundgesetz mit unabänderlichem Verfassungsrang ausgestattet hat, können wir nach wie vor stolz sein. Damals, als über die Verfassung beraten wurde, hielten viele die Einführung bundesstaatlicher Strukturen für ein Diktat der Besatzungsmächte. Sie fürchteten eine dauerhafte Schwächung der Bundesrepublik und übersahen dabei, dass Deutschland während des größten Teils seiner Geschichte - ganz anders als die meisten seiner Nachbarländer - kein Einheitsstaat gewesen war, sondern entweder ein Bundesstaat oder nur, mit noch loseren Bindungen, ein Staatenbund.

Doch was früher als Vielstaaterei beklagt wurde, hat sich im Laufe der Geschichte als ein Glücksfall erwiesen: Der Föderalismus verteilt die Macht und schützt so vor zentralistischem Übermut. So tragen auch jene politischen Kräfte, die im Bund zwar in der Opposition, in einigen Bundesländern aber in der Regierung sind, Mitverantwortung für das Ganze. Totalopposition und Obstruktion sind in diesem System mithin ausgeschlossen. (...)

Gleichwohl wird das föderalistische System seit Jahren kritisiert - und man kann nicht behaupten, dass es dafür keine guten Gründe gebe. Vom eigentlichen Leitbild des Föderalismus haben wir uns inzwischen ziemlich weit entfernt: Grundsätzlich sollten die Länder ihre Angelegenheiten weitgehend in eigener Verantwortung und nach Maßgabe der in ihren Parlamenten gebildeten Mehrheitsauffassungen gestalten. Das war einmal, denn der Bund hat im Laufe der Jahre immer mehr Aufgaben an sich gerissen - und zwar im Rahmen der konkurrierenden Gesetzgebung. Kurz: Wo, wie es das Grundgesetz formuliert, die "Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse" im "gesamtstaatlichen Interesse" eine bundesgesetzliche Regelung erforderlich macht, darf der Bund von seiner (konkurrierenden) Gesetzgebungszuständigkeit Gebrauch machen. Was er auch reichlich getan hat.

Darüber hinaus haben zahlreiche Verfassungsänderungen weitere Sachgebiete dieser Gesetzgebungszuständigkeit des Bundes überantwortet. Allerdings konnte dies nicht ohne den Willen der Bundesländer geschehen, denn ohne deren mit Zweidrittelmehrheit erteilte Zustimmung im Bundesrat darf die Verfassung nicht geändert werden. Warum also haben sie diese zentralisierende Entwicklung unterstützt? Ein einfacher Grund: Zugestimmt haben die Landesregierungen (sie und nicht die Landesparlamente bilden den Bundesrat), weil andererseits ein immer größerer Teil der Bundesgesetze nur mit ihrer Billigung, also mit Billigung des Bundesrates, erlassen werden kann. Das Geschäft hat sich für die Länderregierungen gelohnt:

Was ihnen an eigener Gestaltungsmöglichkeit verloren ging, haben sie an Mitwirkungsrechten im Bund gewonnen. (...)

Der härteste Vorwurf gegen den deutschen Föderalismus lautet, er beruhe auf einem "Konsens-Fetischismus". Das Argument: Weil der Bundesrat, der politisch meist mit einer anderen Mehrheit besetzt sei als der Bundestag, bei wichtigen Entscheidungen zustimmen müsse, bestehe entweder der Zwang zum Konsens, also zu einer informellen Großen Koalition. Oder aber die Möglichkeit für die im Bund in die Opposition verwiesenen Parteien, über den Bundesrat wichtige Entscheidungen zu blockieren. Der Konsens hat aber durchaus eine positive Seite: So war er eine wesentliche Voraussetzung des erfolgreichen Aufbaus eines neuen Gemeinwesens nach der Katastrophe des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs. Das zeigen zahlreiche Beispiele wie etwa die Einigung über den Lastenausgleich in den Anfangsjahren der Republik, die Reform des Systems der sozialen Sicherung, die Entscheidungen über den Aufbau und die Gestaltung der Bundeswehr und die Wiedergewinnung der deutschen Einheit. Hätten der Bund, die Länder und die politischen Parteien in diesen und vielen anderen Fragen keinen Konsens erzielt, wäre die deutsche Entwicklung nach 1945 weniger glücklich verlaufen. Kurz: Ohne Föderalismus und in einem einheitsstaatlichen System wäre uns weniger Erfolg beschert gewesen.

Deshalb ist es falsch, jetzt von einer notwendigen "Runderneuerung" des deutschen Föderalismus zu sprechen. Runderneuert wird der alte Reifen, der seine normale Laufzeit fast schon überschritten hat und noch ein letztes Mal überarbeitet wird, bevor man ihn endgültig auf den Müllhaufen wirft.

Ernst Benda
Die Zeit Nr. 14, 30.3.2000

DOCUMENT 2

Ein Reiseabenteuer in Deutschland

Es flog in X. mein Hut mir ab,
Natürlich über die Grenze,
Und als ich, ihn wiederzuholen, lief
Da gab's vertrackte Tänze.

Ich durfte den deutschen Nachbarstaat
Nicht ohne Paß betreten,
Und da ich bloß spazierenging,
So hatt ich mir keinen erbeten.

Das tat ich nun, auch wurde ich
In Gnaden damit versehen,
Doch war's um meinen armen Hut
Trotz alledem geschehen.

Der war schon längst im dritten Staat
Und blieb auch dort nicht liegen,
Ihn ließ der schadenfrohe Wind
Ein Dutzend noch durchfliegen.

Was half mir nun der gute Paß,
Den ich in X. genommen?
Zehn neue braucht ich in einem Tag,
Da war nicht nachzukommen.

Ich kaufte mir einen andern Hut,
Der Meister aber erwählte
Den Wiener Kongreß zum Schutzpatron,
Als ich mein Schicksal erzählte.

Friedrich Hebbel, *Gesamtausgabe* (1857)

DOCUMENT 3

Länderfinanzausgleich: Unseliges Geben

Die Situation ist recht einseitig: drei gegen dreizehn. Nur Bayern, Baden-Württemberg und Hessen zahlen noch nennenswerte Summen in den Länderfinanzausgleich, 2009 zusammen 6,8 Milliarden Euro, davon die Hälfte Geld der bayerischen Steuerzahler. 2008 waren es sogar noch 7,9 Milliarden. Genau genommen gibt es noch zwei Länder, die ebenfalls belastet werden, aber es sind eher „Zahlerchen“: die wohlhabende Hansestadt Hamburg ist mit knapp 50 Millionen Euro dabei, und das einstige Hauptzahlerland Nordrhein-Westfalen mit 60 Millionen; 2008 war NRW sogar Nehmerland. Der Rest nimmt – seit Jahren und Jahrzehnten, allen voran die Geld fressende Hauptstadt Berlin: im letzten Jahr fast 2,9 Milliarden Euro, so viel wie alle anderen ostdeutschen Länder zusammen.

Den süddeutschen Ländern gefällt das seit langem nicht. Zwar haben sie mit ihrer letzten Klage in Karlsruhe 1999 eine deutliche Verbesserung erzielen können, die seit 2005 umgesetzt ist. Dennoch ändert sich an der finanziellen Schieflage zwischen den Ländern wenig. Dabei war der Finanzausgleich einst erfunden worden, um die Ungleichgewichte zwischen den Ländern nicht zu zementieren, sondern abzubauen. Aber das hat sich schon in der alten Bundesrepublik als Trugschluss erwiesen. Nur Bayern schaffte den Umstieg vom Nehmer zum Zahler.

Die Änderung von 2005 sei nur der Anfang zum Umbau des ganzen Systems gewesen, sagt Peter Hauk, CDU-Fraktionschef im Stuttgarter Landtag. Der baden-württembergische Ministerpräsident Stefan Mappus (CDU) und sein bayerischer Kollege Horst Seehofer (CSU) machen sich für Änderungen zugunsten der Zahler stark. Auch die schwarz-gelbe Regierung in Hessen ist dabei. Die Kabinette der Hauptzahlerländer und die FDP-Landtagsfraktionen dort haben jetzt Gutachten in Auftrag gegeben, um Klagemöglichkeiten oder zumindest Unstimmigkeiten in der Gesetzeslage zu klären. Und zwar bei zwei Juristen, die einst Mitarbeiter des Verfassungsrichters Paul Kirchhof waren, der als „Mastermind“ des Finanzausgleichsurteils von 1999 gilt, das – kurz gesagt – eine Generalüberholung des Systems verlangte und vor allem ein Gesetz, das dauerhaft die Maßstäbe setzen sollte, nach denen der Finanzausgleich funktioniert. Das ist auch geschehen, doch gibt es Zweifel, ob das Gesetz dem Auftrag der Karlsruher Richter voll entspricht. (...)

Das Problem des gegenwärtigen Finanzausgleichs ist, dass er sich allein an den Steuereinnahmen orientiert und weder die Ausgaben- noch die Verschuldungspolitik eines

Landes in den Blick nimmt. Zudem hat er eine fast schon absurd anmutende Systematik: Höhere Steuereinnahmen eines Zahlerlandes fließen zum Großteil in den Ausgleich, höhere Steuereinnahmen eines Nehmerlandes reduzieren dessen Einnahmen aus dem Ausgleich. Es gibt also für beide Seiten wenig Anreize, die Steuereinnahmen zu erhöhen, etwa durch schärfere Betriebsprüfungen oder ein weniger laxes Vorgehen bei Steuerstundungen*.

In der Politik- und Wirtschaftswissenschaft ist diese Form des Finanzausgleichs längst in die Kritik geraten. Zu den Skeptikern zählt auch der Grünen-Fraktionschef im Stuttgarter Landtag, Winfried Kretschmann. Er glaubt, dass die Korrekturmöglichkeiten im gegenwärtigen System ausgereizt seien, und plädiert für einen gründlichen Umbau. Der Ausgleich zwischen den Ländern sollte abgeschafft werden und nur noch zwischen dem Bund und den Nehmerländern erfolgen. Der Bund könnte nach diesem Modell dann auch stärker Einfluss nehmen auf die Verwendung der Zahlungen. Allerdings hat der Fall Bremen gezeigt, dass Auflagen, die mit Bundeszahlungen einhergehen, Schall und Rauch sind, wenn ein Land sich nicht daran halten will oder kann. Und bisher haben sich auch die Zahlerländer dagegen gesträubt, den Finanzausgleich zu einem reinen Bund-Länder-Ausgleich zu machen. Die damit verbundene Stärkung des Bundes, so glaubten sie bislang, könnte auch ihnen schaden.

Albert Funk

Der Tagesspiegel, 5.7.2010

* die Steuerstundung : le report d'impôt

DOCUMENT 4

Zur Reform des Föderalismus in Deutschland

A. Gestalt und Sinn des deutschen Föderalismus

1 Am Anfang waren die Länder: Der deutsche Föderalismus ist von der Schaffung des Gesamtstaates durch die Gliedstaaten, des Bundes durch die Länder geprägt. Das Grundgesetz bedurfte deshalb der Annahme durch die Landtage (in zwei Dritteln) der deutschen Länder (Art. 144 I GG). Einen Beschluss (durch Volksabstimmung oder durch eine verfassungsgebende Versammlung) des deutschen (Gesamt) Volkes über die Annahme des GG gibt es dagegen bis heute nicht, auch wenn die verbreitete Grundgesetzakzeptanz durch die Bevölkerung nicht bestritten werden kann. Die legitimations- und einheitsstiftende Kraft der Länder für den Gesamtstaat macht sie zu unverzichtbaren Akteuren des deutschen Bundesstaates. Auch deshalb stehen die föderalistische Grundstruktur und die „grundsätzliche Mitwirkung der Länder bei der Gesetzgebung“ (nicht aber der Bestand der vorhandenen Länder) unter dem Schutz der sog. Ewigkeitsgarantie des Art. 9 Abs. 3 GG. Auch die Vollendung der deutschen Einheit steht schließlich in untrennbarem Zusammenhang mit der Bildung der neuen Länder.

2 Die historische Legitimation des deutschen Föderalismus der Gesamtstaatsbildung durch Länderkonsens (insbesondere der Jahre 1871 und 1949), die den Gliedstaaten (gemessen an der Zentrale) die älteren Rechte gibt, ist durch die historischen Brüche der deutschen Geschichte zwar beschädigt, nicht aber zerstört worden. Die von den Besatzungsmächten in der Nachkriegszeit gebildeten häufig synthetischen Länder – wie z.B. Nordrhein-Westfalen oder Rheinland-Pfalz – sind in ihrer derzeitigen Gestalt nur begrenzt historisch legitimiert, haben inzwischen aber überwiegend ein gewisses eigenes Landesbewusstsein ausgebildet. Mag bei den

früheren Besatzungsmächten auch die Hoffnung einer dauerhaften, internen Machtlimitierung des ehemaligen Kriegsgegners eine erhebliche Rolle gespielt haben, hat sich diese Strukturentscheidung doch im wesentlichen als Glücksfall für Deutschland erwiesen.

3 Obwohl die föderalistischen Strukturen heute fest im Bewusstsein vieler Deutschen verwurzelt sein dürften (und in den neuen Bundesländern nach der Wiedervereinigung auch überraschend schnell akzeptiert wurden), erscheint der Bundesrat nicht wenigen Deutschen gleichwohl häufig als eine eher ungeliebte Staatsform. Dies dürfte weniger den oft zitierten Unbequemlichkeiten föderalistischer Staatsstrukturen (z.B. bei Schulwechseln etc.) oder gar den Blockadestrategien der jeweiligen Opposition im Bundesrat als vielmehr wohl einem eher dumpfen Drang der Deutschen nach Uniformität geschuldet sein.

4 Mit diesem Befund korrespondiert die Tatsache, dass 59% der Deutschen überhaupt nicht wissen, was Föderalismus bedeutet. Die relative Unpopularität des Föderalismus in Deutschland steht freilich in deutlichem Gegensatz zu seiner Attraktivität nach außen aus der Sicht vieler europäischer Staaten, die ihre Staatlichkeit durch Föderalisierung zu erhalten oder zu verbessern suchen (z.B. Belgien, Spanien, Großbritannien, Italien, Frankreich etc.)

5 Bundesstaatlichkeit ist die Ermöglichung von Vielgestaltigkeit und Verschiedenartigkeit im Gesamtstaat. Die Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse dient der Aufhebung einer Kompetenzausübungsschranke für die Bundesgesetzgebung (Art. 72 Abs. 2 GG), ist aber kein Verfassungsauftrag zur Uniformisierung. Der Bund darf hiernach die Gesetzgebungsbefugnisse der sog. konkurrierenden Gesetzgebung wahrnehmen, wenn dies zur Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse erforderlich ist. Die Erstellung gleichwertiger oder gar einheitlicher Lebensverhältnisse im Bundesgebiet ist unter dem Grundgesetz kein Staatsziel. Sie ist gewiss nicht der Zweck des Bundesstaats, sondern bestenfalls sein vorsichtig zu handhabendes Korrektiv. Kern des Föderalismus ist die Ermöglichung von Ungleichheit ohne Preisgabe der staatlichen Einheit. Bundesstaatlichkeit steht gegen die flächendeckende Nivellierung der Lebensumstände in einem Staat, ohne dessen Funktionsfähigkeit und Integrität zu gefährden.

Prof. Dr. Michael Kloepfer, Berlin

Die öffentliche Verwaltung (DÖV) 57. Jg (2004) Heft 13, S. 566-571

DOCUMENT 5

Pisa-Studie soll Folgen haben

Das durchwachsene* Pisa-Ergebnis deutscher Schüler hat umgehend einen neuen Streit über die alleinige Zuständigkeit der Bundesländer für die Schulbildung ausgelöst. „Niemand und schon gar nicht der Föderalismus hindert irgendein Bundesland daran, qualitativ besser zu werden, die Schwachen müssen von den Starken lernen, darin liegt doch die Chance voranzukommen“, sagte Baden-Württembergs Kultusministerin Marion Schick «Welt Online». Es sei „völlig absurd“ zu behaupten, der Föderalismus schade den schwächeren Bundesländern, so die CDU-Politikerin weiter.

Die Ministerin reagierte damit auf provokante Äußerungen des Präsidenten der Universität Hamburg, Dieter Lenzen. Der Bildungsexperte, dessen Wort über Hamburgs Grenzen hinaus Gewicht hat, hatte den deutschen Bildungsföderalismus als «unglaubliche Leistungsbremse» gegeißelt und ein bundesweites Zentralabitur und mit gleichen Standards verlangt. Es sei zwar

nachvollziehbar, dass bildungsstarke Bundesländer wie Bayern und Baden-Württemberg am Föderalismus in der Bildungspolitik festhalten wollten. Auf lange Sicht sei es aber nicht vertretbar, damit den Schwächeren zu schaden, zumal man der "gesamten Nation" verpflichtet sei, meinte der Hochschulpräsident.

In dem am Dienstag in Berlin vorgestellten neuen Pisa-Schultest der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) konnte sich Deutschland im Vergleich zu den Vorjahren zwar verbessern, blieb aber im internationalen Vergleich (mit Ausnahme der Naturwissenschaften) nur im Mittelfeld. Das gilt insbesondere für die schwerpunktmäßig geprüfte Schlüsselkompetenz des Lesens und Verstehens von Texten. Schick argumentierte auf „Welt Online“, die wahre Leistungsbremse sei die „ständige Debatte über Zuständigkeiten“. Länder mit Nachholbedarf müssten ihre Hausaufgaben machen, „anstatt darauf zu hoffen, dass die Verantwortung für ein wichtiges Zukunftsfeld auf eine andere Ebene übertragen wird“. Sie sehe nicht in erster Linie finanzielle Probleme, sondern Mängel in der Qualitätssicherung vor Ort, so Schick. Tatsächlich wollen Baden-Württemberg und Bayern unbedingt am verfassungsrechtlich verankerten „Kooperationsverbot“ zwischen Bund und Ländern in der Bildungspolitik festhalten. Die Vorschrift verbietet es dem Bund, etwa unmittelbar Investitionen in den Schulausbau zu stecken. Bundesbildungsministerin Annette Schavan (CDU) stört schon länger der Passus, der ihre Handlungsfähigkeit deutlich einschränkt. Beim Koalitionspartner sieht man das ähnlich, denn auch FDP-Generalsekretär Christian Lindner fordert jetzt die Überprüfung der Regelung.

Der deutsche Lehrerverband wies unterdessen Kritik an der Leistung der Pädagogen zurück. Verbandspräsident Josef Kraus sprach im Deutschlandfunk von einer „dümmlichen Lehrerbeschimpfung“ durch die OECD. In vielen Fachbereichen gebe es zu wenige Pädagogen. Junge Menschen könnten durch derartige „Sprüche“ vom Lehrerberuf abgeschreckt werden. Kraus antwortete damit auf den OECD-Koordinator der Pisa-Studie, Andreas Schleicher, der eine bessere Auswahl gefordert hatte.

Kraus gestand jedoch „hausgemachte Sünden“ der Schulpädagogik ein. So sei der Umfang des Grundwortschatzes reduziert und das Schreiben von Texten zugunsten von Multiple-Choice-Aufgaben zurückgefahren worden. Er appellierte an die Eltern, Neugierde und Freude ihrer Kinder am Lesen zu fördern. Die entscheidenden kognitiven Fähigkeiten würden in der Zeit vor der Grundschule entwickelt. So lautete auch das zentrale Argument des Deutschen Philologenverbands (DphV). „Lesekompetenz hängt nicht allein vom Deutschunterricht ab, sondern wird stark von dem Lese- und Bildungsverhalten außerhalb der Schule, insbesondere im Elternhaus, bestimmt“, sagte dessen Vorsitzender Heinz-Peter Meidinger. Außerdem schlage die mangelnde Sprachfähigkeit einzelner Migrantengruppen negativ auf das Gesamtergebnis durch.

NRW-Schulministerin Sylvia Löhrmann (Grüne) wertete die neuen Pisa-Ergebnisse hingegen als Beleg für die Notwendigkeit der eigenen geplanten Schulreformen: « Wir brauchen längeres gemeinsames Lernen, um mehr Bildungsgerechtigkeit zu erreichen. »

Florian Kain
Die Welt, 9.12.2010

* durchwachsen : mi-figue, mi-raisin

DOCUMENT 6

Schuldenbremse

Im Mittelpunkt der Föderalismuskommission I (2003-2004/2006) stand der Versuch, die Gesetzgebungskompetenzen von Bund und Ländern klar voneinander abzugrenzen. Die Länder sollten mehr Zuständigkeiten erhalten, im Gegenzug sollte die Zahl der zustimmungspflichtigen Gesetze im Bundesrat reduziert werden.

Tatsächlich wurden mehr als zwanzig Gesetze geändert. Unter anderem zeichnen die Länder nun für das Versammlungsrecht, den Strafvollzug oder die Besoldung der Beamten und Richter in Ländern und Gemeinden verantwortlich. Auch aus der Hochschulpolitik hat sich der Bund weitgehend zurückgezogen, was umstritten ist – ähnlich wie die neu errungene Zuständigkeit der Länder für weite Teile des Umweltrechts. Kritiker bemängeln, dass die Länder lediglich einige Einzeltitel hinzugewonnen haben. Unklar bleibt auch, wie weit die Zahl der zustimmungspflichtigen Gesetze – und damit der Einfluss der Länder auf die Gesetzgebung des Bundes – tatsächlich reduziert werden konnte.

Die Föderalismuskommission II (2007-2009) hatte offiziell den Auftrag, die Finanzbeziehungen von Bund und Ländern zu modernisieren. Sie konzentrierte sich aber schnell darauf, im Grundgesetz eine Schuldengrenze festzuschreiben. Danach dürfen die Länder vom Jahr 2020 an keine neuen Schulden mehr aufnehmen; für den Bund wird die Kreditaufnahme ab 2016 auf 0,35 Prozent des Bruttoinlandsproduktes beschränkt. Allerdings sind Ausnahmen zulässig, wenn die Konjunkturentwicklung « von der Normallage abweicht ».

Vor allem finanzschwache Länder fürchten, dass ihr Handlungsspielraum durch eine solche Schuldenbremse zusätzlich eingeschränkt wird. Der Bund hat ihnen daher bis 2020 Konsolidierungshilfen von jährlich 800 Millionen Euro zugesagt. An diesem Freitag entscheidet der Bundsrat über das Gesetzespaket.

Matthias Krupa

Die Zeit Nr. 25, 10.6.2009

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ANGLAIS

Durée : 6 heures

5

Analysez et commentez, **en anglais**, les cinq documents suivants:

DOCUMENT ONE

10 If it is desirable, as no one will deny it to be, that the planting of colonies should be conducted, not with an exclusive view to the private interests of the first founders, but with a deliberate regard to the permanent welfare of the nations afterwards to arise from these small beginnings; such regard can only be secured by placing the enterprise, from its commencement, under regulations constructed with the foresight and enlarged views of philosophical legislators; and the government alone has power either to frame such regulations, or to enforce their observance. [...]

15 Much has been said of the good economy of importing commodities from the place where they can be bought cheapest; while the good economy of producing them where they can be produced cheapest, is comparatively little thought of. If to carry consumable goods from the places where they are superabundant to those where they are scarce, is a good pecuniary speculation, is it not an equally good speculation to do the same thing with regard to labor and instruments? The exportation of laborers and capital from old to new countries, from a place where their productive power is less, to a place where it is greater, increases by so much the aggregate produce of the labor and capital of the world. It adds to the joint wealth of the old and the new country, what amounts in a short period to many times the mere cost of effecting the transport. There need be no hesitation in affirming that Colonisation, in the present state of the world, is the best affair of business, in which the capital of an old and wealthy country can engage.

25 It is equally obvious, however, that Colonisation on a great scale can be undertaken, as an affair of business, only by the government, or by some combination of individuals in complete understanding with the government; except under such very peculiar circumstances as those which succeeded the Irish famine. Emigration on the voluntary principle rarely has any material influence in lightening the pressure of population in the old country, though as far as it goes it is doubtless a benefit to the colony. Those laboring persons who voluntarily emigrate are seldom the very poor; they are small farmers with some little capital, or laborers who have saved something, and who, in removing only their own labor from the crowded labor market, withdraw from the capital of the country a fund which maintained and employed more laborers than themselves. Besides, this portion of the community is so limited in number, that it might be removed entirely, without making any sensible impression upon the numbers of the population, or even upon the annual increase. Any considerable emigration of labor is only practicable, when its cost is defrayed, or at least advanced, by others than the emigrants themselves.

40 Who then is to advance it? Naturally, it may be said, the capitalists of the colony, who require the labor, and who intend to employ it. But to this there is the obstacle, that a capitalist, after going to the expense of carrying out laborers, has no security that he shall be the person to derive any benefit from them. If all the capitalists of the colony were to combine, and bear the expense by subscription, they would still have no security that the laborers, when there, would continue to work for them. After working for a short time and earning a few pounds, they always, unless prevented by the government, squat on unoccupied land, and work only for themselves. The experiment has been repeatedly tried whether it was possible to enforce contracts for labor, or the repayment of the passage money of emigrants to those who advanced it, and the trouble and expense have always exceeded the advantage. The only other resource is the voluntary contributions of parishes or individuals, to rid themselves of surplus laborers who are already, or who are likely to become, locally chargeable on the poor rate. Were this speculation to become general, it might produce a sufficient amount of emigration to clear off the existing unemployed population, but not to raise the wages of the employed; and the same

50 thing would require to be done over again in less than another generation.

One of the principal reasons why Colonisation should be a national undertaking, is that in this manner alone, save in highly exceptional cases, can emigration be self-supporting. The exportation of capital and labor to a new country being, as before observed, one of the best of all affairs of business, it is absurd that it should not, like other affairs of business, repay its own expenses. Of the great
55 addition which it makes to the produce of the world, there can be no reason why a sufficient portion should not be intercepted, and employed in reimbursing the outlay incurred in effecting it. For reasons already given, no individual, or body of individuals, can reimburse themselves for the expense; the government, however, can. It can take from the annual increase of wealth, caused by the emigration, the fraction which suffices to repay with interest what the emigration has cost. The expenses of
60 emigration to a colony ought to be borne by the colony; and this, in general, is only possible when they are borne by the colonial government.

The sale of lands is thus by far the easiest mode of raising the requisite funds. But it has other and still greater recommendations. It is a beneficial check upon the tendency of a population of colonists to adopt the tastes and inclinations of savage life, and to disperse so widely as to lose all the
65 advantages of commerce, of markets, of separation of employments, and combination of labor. By making it necessary for those who emigrate at the expense of the fund, to earn a considerable sum before they can become landed proprietors, it keeps up a perpetual succession of laborers for hire, who in every country are a most important auxiliary even to peasant proprietors: and by diminishing the eagerness of agricultural speculators to add to their domain, it keeps the settlers within reach of each
70 other for purposes of co-operation, arranges a numerous body of them within easy distance of each centre of foreign commerce and non-agricultural industry, and insures the formation and rapid growth of towns and town products. This concentration, compared with the dispersion which uniformly occurs when unoccupied land can be had for nothing, greatly accelerates the attainment of prosperity, and enlarges the fund which may be drawn upon for further emigration.

The self-supporting system of Colonisation, once established, would increase in efficiency every year; its effect would tend to increase in geometrical progression: for since every able-bodied emigrant, until the country is fully peopled, adds in a very short time to its wealth, over and above his own consumption, as much as would defray the expense of bringing out another emigrant, it follows that the greater the number already sent, the greater number might continue to be sent, each emigrant
75 laying the foundation of a succession of other emigrants at short intervals without fresh expense, until the colony is filled up. It would therefore be worth while, to the mother country, to accelerate the early stages of this progression, by loans to the colonies for the purpose of emigration, repayable from the fund formed by the sales of land.
80

John Stuart Mill, *Principles of Political Economy*, ed. J. Laurence Laughlin,
New York: D. Appleton & Co., 1891 (adapted).

DOCUMENT TWO

Baltimore County's Hampton farm and Northampton iron works made up an eighteenth century community of several parts: the Ridgely family with its relatives and circle of acquaintances, hired laborers who joined the group sometimes as short timers who worked on a single architectural detail or others who became trusted long time employees, black slaves and, finally, white British
5 indentured servants. It is the last of these on whom the least attention has been focused and who are the subject of this exploration. Throughout the third quarter of the eighteenth century Annapolis and Baltimore were major ports of entry for these servants and the Ridgelys were among the principal Maryland users of indentured labor. What follows is an investigation into the lives of these Baltimore County laborers.

At least 300 white servants passed through Ridgely hands between 1750 and 1800. Distinctions have often been made between willing indentured immigrants and convicts whom the state ordered transported to the colonies during these years; and the terms, indentured servant and convict, have been used as separate and mutually exclusive terms. It should be noted at the outset, however, that nowhere in the voluminous Ridgely papers is such a distinction evident at Hampton or
10

15 Northampton. We know that many—even most—of the Ridgely workers were convicts. For many
others, however, status is simply unclear. The only signs of favoritism in treatment of the whole body
of workers in Ridgely documents seem to emanate from the skills certain workers offered and not
from any status based on willing or forced emigration. Therefore the term ‘indentured servant’ is used
20 here in a generic sense to describe all British workers under contract to labor for the Ridgelys and the
Northampton ironworks.

Through the years the Ridgelys were frequent, and important enough, buyers of servile British
labor to receive regular announcements of incoming groups and of individuals with especially
desirable talents—smiths, tailors, and gardeners, for example. The iron works and Hampton plantation
were also able to absorb and utilize significant numbers of unskilled or unsuitably skilled laborers. At
25 one point, in fact, in the 1760s Capt. Charles Ridgely, the consummate businessman, was not only
buying indentured servants but selling them as well for a profit. In April 1769, for example, he bought
eleven men and nine women from Capt. John Stevenson, paying £12 a man and £9 a woman. Within
two months he had sold seven women for sums between £10 and £15 each and eight or nine men for
between £17 and £30, making a tidy profit on each individual.

30 Ordinarily, however, servants were purchased to be utilized in some segment of the
Hampton/Northampton complex and not for resale. As indentures were bought for only a limited
time—ordinarily between four and seven years—the turnover was rapid. As is noted below, some of
these servants reenlisted upon attaining freedom. Most, however, filtered away to be replaced by
others. [...] The system was, nevertheless, moribund by 1790. Black slavery had already been a
35 significant factor at Hampton for decades and it completely eclipsed indentured labor by 1800.

No written contracts between British indentured servants and the master are enrolled in the
Ridgely papers because no such contracts ever existed. The buyers of indentured servants dealt with
the importers or the agents of the importers of the servants and it was there that terms of service were
fixed. [...] In the purchase of a single servant, the name is usually stated and occasionally the period
40 of servitude and the price as well. If the purchase involved a group, the servants remain anonymous
today and no precise term can be assigned to an individual now. Thus we cannot identify the thirty
servants purchased from James Cheston in 1773 nor thirty more from Stewart and Plunkett in 1786-
87, nor can we say anything definite of their terms of service. It has usually been assumed that the
Ridgely staff consisted of both convicts and willing immigrants. As noted, earlier viewers of the
45 subject in fact have tended to make a sharp distinction between the two—between indentured and
convict laborers. As a sort of litmus test it has been suggested that indentured servants received
freedom dues—monetary payments of £3 - £5 at the end of service—while convict servants did not.
This sort of distinction is missing from the Ridgely records. The much-quoted ‘Description of White
Servants’ from 1772-75, describes in detail personal features, distinguishing marks and traits, but it
50 does not include the length of service for any of eighty-eight men and women listed there; nor is there
any distinction made between convicts and others. There is evidence, too, that freedom dues were paid
to any number of servants who were clearly convicts.

There has, in fact, been some ambivalence about terms of service. It has been established that
non-convict servants were sold for a term of four to six years, while convicts had to serve at least
55 seven years. It has also been suggested that the term for convicts corresponded to the length of time
the convicts were sentenced to stay out of England after transportation to the colonies. These
sentences were typically for seven or fourteen years or for life; no Ridgely servant (and some certainly
received the longer sentences) seems to have served more than seven years with whatever might be
added on for some breach of contract or other unusual expense. As it is often impossible to be sure
60 when a servant’s period of indenture began, it is difficult now to determine the precise length of
service. And although there are developing resources for separating convicts and willing indentures, it
is obvious that even that differentiation among Ridgely servants is far from complete.

As whites, and therefore legal persons, servants had the right to appeal to law with their
grievances. This right probably had some effect on morale, but seems to have had little real value.
65 There was simply wide latitude for the master to do as he pleased. A steady stream of servants seeking
redress of grievances through access to the courts runs through the Ridgely documents, the typical
grievance [being] that of being held past the limit of the term. In 1788 the company clerk noted that
twenty-eight servants had gone to court in the recent past. These servants, however, went to Baltimore
on their own, without the master’s permission or help. They were considered runaways from their

70 place of work, and were pursued just as were those who sought freedom by absconding. They were charged with all costs of hunting and finding them and with the costs of lost labor. [...]

Indeed a single entry has been found in the Ridgely papers offering evidence that an appeal to the courts from an indentured servant at Northampton or Hampton succeeded. This was George Sweeny in 1796. The account reads 'to George Sweeny for 2 ½ months service for Runaway Expenses as Adjudged by the Court 10/19/8, ditto for his freedom Dues 4/0/0' for a total of £14/19/8.' Sweeny appears to have successfully appealed being held after his term expired and to have won compensation for the extra period he was forced to work. Much more normal was the case of George Hartiner who, in the terse wording of an entry in the timebook of September 1774, 'says free, went to town, told to serve 14 months.' It was not impossible for the servant to have grievances redressed, but the system appears to have been heavily loaded in the master's favor. [...] No matter how long indentured servants stayed at Hampton/Northampton, they eventually fanned out of the complex into surrounding areas. Some may have returned to England or Ireland. Most, however, and this was a significant number of humans, probably established themselves in the United States and even in the Baltimore area as useful citizens or otherwise. That will have to be the subject of a new inquiry.

R. Kent Lancaster, Professor Emeritus at Goucher College
Research Volunteer at Hampton National Historical Site
"Almost Chattel: The Lives of Indentured Servants at
Hampton-Northampton, Baltimore County"

Published in *Maryland Historical Magazine*, vol. 94, 3, Fall 1999 (adapted).

DOCUMENT THREE

Indications are not wanting of an approaching change in the thoughts and policy of Americans as to their relations with the world outside their own borders. For the past quarter of a century, the predominant idea, which has successfully asserted itself at the polls and shaped the course of the government, has been to preserve the home market for the home industries. The employer and the workman have alike been taught to look at the various economical [*sic*] measures proposed from this point of view, to regard with hostility any step favoring the intrusion of the foreign producer upon their own domain, and rather to demand increasingly rigorous measures of exclusion than to acquiesce in any loosening of the chain that binds the consumer to them. The inevitable consequence has followed, as in all cases when the mind or the eye is exclusively fixed in one direction, that the danger of loss or the prospect of advantage in another quarter has been overlooked; and although the abounding resources of the country have maintained the exports at a high figure, this flattering result has been due more to the super-abundant bounty of Nature than to the demand of other nations for our protected manufactures.

For nearly the lifetime of a generation, therefore, American industries have been thus protected, until the practice has assumed the force of a tradition, and is clothed in the mail of conservatism. In their mutual relations, these industries resemble the activities of a modern ironclad that has heavy armor, but an inferior engine and no guns; mighty for defense, weak for offense. Within, the home market is secured; but outside, beyond the broad seas, there are the markets of the world, that can be entered and controlled only by a vigorous contest, to which the habit of trusting to protection by statute does not conduce.

At bottom, however, the temperament of the American people is essentially alien to such a sluggish attitude. Independently of all bias for or against protection, it is safe to predict that, when the opportunities for gain abroad are understood, the course of American enterprise will cleave a channel by which to reach them. [...] Men of all parties can unite on the words of Mr. Blaine, as reported in a recent speech: "It is not an ambitious destiny for so great a country as ours to manufacture only what we can consume, or produce only what we can eat." [...]

The interesting and significant feature of this changing attitude is the turning of the eyes outward, instead of inward only, to seek the welfare of the country. To affirm the importance of distant markets, and the relation to them of our own immense powers of production, implies logically the recognition of the link that joins the products and the markets,—that is, the carrying trade; the

three together constituting that chain of maritime power to which Great Britain owes her wealth and greatness. Further, is it too much to say that, as two of these links, the shipping and the markets, are exterior to our own borders, the acknowledgment of them carries with it a view of the relations of the United States to the world radically distinct from the simple idea of self-sufficingness? We shall not follow far this line of thought before there will dawn the realization of America's unique position, facing the older worlds of the East and West, her shores lapped by the oceans which touch the one or the other, but which are common to her alone. [...]

There is no sound reason for believing that the world has passed into a period of assured peace outside the limits of Europe. Unsettled political conditions, such as exist in Haiti, Central America, and many of the Pacific islands, especially the Hawaiian group, when combined with great military or commercial importance, as is the case with most of these positions, involve, now as always, dangerous germs of quarrel, against which it is at least prudent to be prepared. Undoubtedly, the general temper of nations is more averse from war than it was of old. If no less selfish and grasping than our predecessors, we feel more dislike to the discomforts and sufferings attendant upon a breach of peace; but to retain that highly valued repose and the undisturbed enjoyment of the returns of commerce, it is necessary to argue upon somewhat equal terms of strength with an adversary. It is the preparedness of the enemy, and not acquiescence in the existing state of things, that now holds back the armies of Europe.

On the other hand, neither the sanctions of international law nor the justice of a cause can be depended upon for a fair settlement of differences, when they come into conflict with a strong political necessity on the one side opposed to comparative weakness on the other. [...] Our self-imposed isolation in the matter of markets, and the decline of our shipping interest in the last thirty years, have coincided singularly with an actual remoteness of this continent from the life of the rest of the world. [...] To protect and develop its own, each nation will seek points of support and means of influence in a quarter where the United States has always been jealously sensitive to the intrusion of European powers. The precise value of the Monroe doctrine is very loosely understood by most Americans, but the effect of the familiar phrase has been to develop a national sensitiveness, which is a more frequent cause of war than material interests; and over disputes caused by such feelings there will preside none of the calming influence due to the moral authority of international law, with its recognized principles, for the points in dispute will be of policy, of interest, not of conceded right. Already France and England are giving to ports held by them a degree of artificial strength uncalled for by their present importance. They look to the near future. Among the islands and on the mainland there are many positions of great importance, held now by weak or unstable states. Is the United States willing to see them sold to a powerful rival? But what right will she invoke against the transfer? She can allege but one—that of her reasonable policy supported by her might.

Whether they will or not, Americans must now begin to look outward. The growing production of the country demands it. An increasing volume of public sentiment demands it. The position of the United States, between the two Old Worlds and the two great oceans, makes the same claim, which will soon be strengthened by the creation of the new link joining the Atlantic and Pacific. The tendency will be maintained and increased by the growth of the European colonies in the Pacific, by the advancing civilization of Japan, and by the rapid peopling of our Pacific States with men who have all the aggressive spirit of the advanced line of national progress. Nowhere does a vigorous foreign policy find more favor than among the people west of the Rocky Mountains.

Admiral Alfred Thayer Mahan,
"The United States Looking Outward,"
Atlantic Monthly, LXVI, December 1890 (adapted).

DOCUMENT FOUR

It is sufficient to reiterate here that, as long as our policy is one of free trade, we are compelled to seek new markets; for old ones are being closed to us by hostile tariffs, and our great dependencies, which formerly were the consumers of our goods, are now becoming our commercial rivals. It is inherent in a great colonial and commercial empire like ours that we go forward or go backward. To allow other nations to develop new fields, and to refuse to do so ourselves, is to go backward; and this

is the more deplorable, seeing that we have proved ourselves notably capable of dealing with native races and of developing new countries at less expense than other nations. We owe to the instincts of colonial expansion of our ancestors those vast and noble dependencies which are our pride and the outlets of our trade today; and we are accountable to posterity that opportunities which now present themselves of extending the sphere of our industrial enterprise are not neglected, for the opportunities now offered will never recur again. Lord Rosebery in his speech at the Royal Colonial Institute expressed this in emphatic language: "We are engaged in 'pegging out claims' for the future. We have to consider, not what we want now, but what we shall want in the future. We have to consider what countries must be developed either by ourselves or some other nation. . . . Remember that the task of the statesman is not merely with the present, but with the future. We have to look forward beyond the chatter of platforms, and the passions of party, to the future of the race of which we are at present the trustees, and we should, in my opinion, grossly fail in the task that has been laid upon us did we shrink from responsibilities, and decline to take our share in a partition of the world which we have not forced on, but which has been forced upon us."

If some initial expense is incurred, is it not justified by the ultimate gain? I have already pointed out what other nations are doing in the way of railway extension. The government is not asked to provide the capital of the railway, but only a guarantee on the subscribed capital. [...]

A word as to missions in Africa. Beyond doubt I think the most useful missions are the medical and the industrial, in the initial stages of savage development. A combination of the two is, in my opinion, an ideal mission. Such is the work of the Scotch Free Church on Lake Nyasa. The medical missionary begins work with every advantage. Throughout Africa the ideas of the cure of the body and of the soul are closely allied. The "medicine man" is credited, not only with a knowledge of the simples and drugs which may avert or cure disease, but owing to the superstitions of the people, he is also supposed to have a knowledge of the charms and *dawa* which will invoke the aid of the Deity or appease His wrath, and of the witchcraft and magic (*ulu*) by which success in war, immunity from danger, or a supply of rain may be obtained. As the skill of the European in medicine asserts its superiority over the crude methods of the medicine man, so does he in proportion gain an influence in his teaching of the great truths of Christianity. He teaches the savage where knowledge and art cease, how far natural remedies produce their effects, independent of charms or supernatural agencies, and where divine power overrules all human efforts. Such demonstration from a medicine man, whose skill they cannot fail to recognize as superior to their own, has naturally more weight than any mere preaching. A mere preacher is discounted and his zeal is not understood. The medical missionary, moreover, gains an admission to the houses and homes of the natives by virtue of his art, which would not be so readily accorded to another. He becomes their adviser and referee, and his counsels are substituted for the magic and witchcraft which retard development.

The value of the industrial mission, on the other hand, depends, of course, largely on the nature of the tribes among whom it is located. Its value can hardly be overestimated among such people as the Waganda, both on account of their natural aptitude and their eager desire to learn. But even the less advanced and more primitive tribes may be equally benefited, if not only mechanical and artisan work, such as the carpenter's and blacksmith's craft, but also the simpler expedients of agriculture, are taught. The sinking of wells, the system of irrigation, the introduction and planting of useful trees, the use of manure, and of domestic animals for agricultural purposes, the improvement of his implements by the introduction of the primitive Indian plough, etc.—all of these, while improving the status of the native, will render his land more productive, and hence, by increasing his surplus products, will enable him to purchase from the trader the cloth which shall add to his decency, and the implements and household utensils which shall produce greater results for his labor and greater comforts in his social life.

In my view, moreover, instruction (religious or secular) is largely wasted upon adults, who are wedded to custom and prejudice. It is the rising generation who should be educated to a higher plane, by the establishment of schools for children. They, in turn, will send their children for instruction; and so a progressive advancement is instituted, which may produce really great results. [...]

One word as regards missionaries themselves. The essential point in dealing with Africans is to establish a respect for the European. Upon this—the prestige of the white man—depends his influence, often his very existence, in Africa. If he shows by his surroundings, by his assumption of superiority, that he is far above the native, he will be respected, and his influence will be proportionate

to the superiority he assumes and bears out by his higher accomplishments and mode of life. In my opinion—at any rate with reference to Africa—it is the greatest possible mistake to suppose that a European can acquire a greater influence by adopting the mode of life of the natives. In effect, it is to lower himself to their plane, instead of elevating them to his. The sacrifice involved is wholly unappreciated, and the motive would be held by the savage to be poverty and lack of social status in his own country. The whole influence of the European in Africa is gained by this assertion of a superiority which commands the respect and excites the emulation of the savage. To forego this vantage ground is to lose influence for good. I may add, that the loss of prestige consequent on what I should term the humiliation of the European affects not merely the missionary himself, but is subversive of all efforts for secular administration, and may even invite insult, which may lead to disaster and bloodshed. To maintain it a missionary must, above all things, be a gentleman; for no one is more quick to recognize a real gentleman than the African savage. He must at all times assert himself, and repel an insolent familiarity, which is a thing entirely apart from friendship born of respect and affection. His dwelling house should be as superior to those of the natives as he is himself superior to them. And this, while adding to his prestige and influence, will simultaneously promote his own health and energy, and so save money spent on invalidings to England, and replacements due to sickness or death. [...]

I am convinced that the indiscriminate application of such precepts as those contained in the words to turn the other cheek also to the smiter, and to be the servant of all men, is to wholly misunderstand and misapply the teaching of Christ. The African holds the position of a late-born child in the family of nations, and must as yet be schooled in the discipline of the nursery. He is neither the intelligent ideal crying out for instruction, and capable of appreciating the subtle beauties of Christian forbearance and self-sacrifice, which some well-meaning missionary literature would lead us to suppose, nor yet, on the other hand, is he universally a rampant cannibal, predestined by Providence to the yoke of the slave, and fitted for nothing better, as I have elsewhere seen him depicted. [...] That is to say, that there is in him, like the rest of us, both good and bad, and that the innate good is capable of being developed by culture.

F. D. Lugard, *The Rise of Our East African Empire*, Edinburgh, 1893 (adapted).

DOCUMENT FIVE

No mere array of facts and figures adduced to illustrate the economic nature of the new Imperialism will suffice to dispel the popular delusion that the use of national force to secure new markets by annexing fresh tracts of territory is a sound and a necessary policy for an advanced industrial country like Great Britain.

But these arguments are not conclusive. It is open to Imperialists to argue thus: "We must have markets for our growing manufactures, we must have new outlets for the investment of our surplus capital and for the energies of the adventurous surplus of our population: such expansion is a necessity of life to a nation with our great and growing powers of production. An ever larger share of our population is devoted to the manufactures and commerce of towns, and is thus dependent for life and work upon food and raw materials from foreign lands. In order to buy and pay for these things we must sell our goods abroad. During the first three-quarters of the nineteenth century we could do so without difficulty by a natural expansion of commerce with continental nations and our colonies, all of which were far behind us in the main arts of manufacture and the carrying trades. So long as England held a virtual monopoly of the world markets for certain important classes of manufactured goods, Imperialism was unnecessary.

After 1870 this manufacturing and trading supremacy was greatly impaired: other nations, especially Germany, the United States, and Belgium, advanced with great rapidity, and while they have not crushed or even stayed the increase of our external trade, their competition made it more and more difficult to dispose of the full surplus of our manufactures at a profit. The encroachments made by these nations upon our old markets, even in our own possessions, made it most urgent that we should take energetic means to secure new markets. These new markets had to lie in hitherto

undeveloped countries, chiefly in the tropics, where vast populations lived, capable of growing economic needs which our manufacturers and merchants could supply. Our rivals were seizing and annexing territories for similar purposes, and when they had annexed them, closed them to our trade.
25 The diplomacy and the arms of Great Britain had to be used in order to compel the owners of the new markets to deal with us: and experience showed that the safest means of securing and developing such markets is by establishing 'protectorates' or by annexation.

It was this sudden demand for foreign markets for manufactures and for investments which was avowedly responsible for the adoption of Imperialism as a political policy. [...] They needed
30 Imperialism because they desired to use the public resources of their country to find profitable employment for their capital which otherwise would be superfluous.

Every improvement of methods of production, every concentration of ownership and control, seems to accentuate the tendency. As one nation after another enters the machine economy and adopts advanced industrial methods, it becomes more difficult for its manufacturers, merchants, and
35 financiers to dispose profitably of their economic resources, and they are tempted more and more to use their Governments in order to secure for their particular use some distant undeveloped country by annexation and protection.

The process, we may be told, is inevitable, and so it seems upon a superficial inspection. Everywhere appear excessive powers of production, excessive capital in search of investment. It is
40 admitted by all business men that the growth of the powers of production in their country exceeds the growth in consumption, that more goods can be produced than can be sold at a profit, and that more capital exists than can find remunerative investment.

It is this economic condition of affairs that forms the taproot of Imperialism. If the consuming public in this country raised its standard of consumption to keep pace with every rise of productive
45 powers, there could be no excess of goods or capital clamorous to use Imperialism in order to find markets: foreign trade would indeed exist.

Everywhere the issue of quantitative versus qualitative growth comes up. This is the entire issue of empire. A people limited in number and energy and in the land they occupy have the choice of improving to the utmost the political and economic management of their own land, confining
50 themselves to such accessions of territory as are justified by the most economical disposition of a growing population; or they may proceed, like the slovenly farmer, to spread their power and energy over the whole earth, tempted by the speculative value or the quick profits of some new market, or else by mere greed of territorial acquisition, and ignoring the political and economic wastes and risks involved by this imperial career. It must be clearly understood that this is essentially a choice of
55 alternatives; a full simultaneous application of intensive and extensive cultivation is impossible. A nation may either, following the example of Denmark or Switzerland, put brains into agriculture, develop a finely varied system of public education, general and technical, apply the ripest science to its special manufacturing industries, and so support in progressive comfort and character a considerable population upon a strictly limited area; or it may, like Great Britain, neglect its
60 agriculture, allowing its lands to go out of cultivation and its population to grow up in towns, fall behind other nations in its methods of education and in the capacity of adapting to its uses the latest scientific knowledge, in order that it may squander its pecuniary and military resources in forcing bad markets and finding speculative fields of investment in distant corners of the earth, adding millions of square miles and of unassimilable population to the area of the Empire.

The driving forces of class interest which stimulate and support this false economy we have
65 explained. No remedy will serve which permits the future operation of these forces. It is idle to attack Imperialism or Militarism as political expedients or policies unless the axe is laid at the economic root of the tree, and the classes for whose interest Imperialism works are shorn of the surplus revenues which seek this outlet.

John A. Hobson, *Imperialism: A Study*, London: Allen and Unwin, [first edition 1902] 1948
(excerpt from Chapter VI, "The Economic Taproot of Imperialism").

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ARABE

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, en arabe, le document suivant:

وقف أمام البيت ، وتناول مطرقته ، وتركها تسقط ، فاختلطت دقتها بدقات قلبه . سمع صوتاً رقيقاً
ينادي بلهجة نساء القاهرة :

– مين¹ ؟

– أنا إسماعيل ! [...]

كادت أمه يغمى عليها ، وانعقد لسانها وهي تضمه وتقبل وجهه ويديه ، تشهق وتبكي . يا الله ! كم
شاخت وتمدلت وضعف صوتها وبصرها ! إن الغائب في وهم ، يتوقع أن يعود لأحبابه فيجدهم كما تركهم
منذ سنوات . [...]

وجاءه أبوه تفيض عليه ابتسامة هادئة . اشتعل شبيهه وإن لم تنحن قامته ، في عينيه نظرة مشوبة من
إعياء وصبر ، من راحة ضمير وشعور بالحمل الثقيل . سيعلم إسماعيل فيما بعد أن الأزمة كوّته بنارها
فانتكست أموره ، ومع ذلك لم يتأخر في يوم ما عن موعد إيداع النقود بالبنك لابنه . لم يذكر لإسماعيل ما
يعانيه [و لم يدعُهُ] إلى الاقتصاد أو يستعجله للعودة . يلهو إسماعيل في إسكتلندة مع رفيقته ، يأكل البفتيك² ،
وأبوه قعيد داره ، عشاؤه طعمية أو فجل .

لإسماعيل نظرة من طرف عينيه تطوف في الدار ، فإذا هي أضيق وأشدّ ظلمة مما كان يذكر . أما يزال
ضوؤهم من مصباح البترول ؟ قطع الأثاث بالية متناثرة تبدو – رغم مر السنين وطول الصحبة – كأنها
مهاجرة في دار غربة ، ولماذا هم على البلاط ؟ وأين البساط ؟ [...]

ولكن أين فاطمة النبوية ؟ أقبلت ، فإذا أمامه فتاة في شرخ الصبا . ضفيريّتاها ، وأساورها الزجاجية
الرخيصة ، وحركاتها ، وكل ما فيها وما عليها ، يصرخ بأنها قروية من أعماق الريف . هل هذه هي الفتاة
التي سيتزوجها ؟ علم منذ اللحظة أنه سيخون وعده وينكث عهده ، وما لها معصوبة العينين ؟ فهي ترفع ذقنها
لتستطيع أن ترى وجهه . لم يدعها الرمد منذ سافر وساء حالها يوماً بعد يوم .

وأعد العشاء وجلسوا ، ولعلمهم جلسوا من أجله حول مائدة لهم من الخشب الأبيض ، لم يأكل عليها
أحد . لم يأكلوا هم من حدة الفرخ ، ولم يأكل هو من صدمة اليقظة . اعترف لي إسماعيل فيما بعد بأنه –

¹ مين : من .

² البفتيك : من كلمة bifteck .

حتى في اللحظة التي كان يجب أن تشغله سعادة العودة إلى أحضان والديه عن القياس والمقارنة والنقد - لم يملك نفسه عن التساؤل ! كيف يستطيع أن يعيش بينهم !؟ وكيف يجد راحته في هذه الدار !؟

وأعد الفراش . وأبى الشيخ رجب³ إلا الانصراف إلى غرفته ليترك ابنه يستريح من عناء السفر . وهذه أمه تجذب نفسها جذباً وهم بتركه ، ولكنها تشير إلى فاطمة وتقول :
- تعالي يا فاطمة ، قبل أن تنامي ، أقطر لك في عينيك .

ورأى إسماعيل أمه وفي يدها زجاجة صغيرة ، وترقد فاطمة على الأرض وتضع رأسها على ركة الأم ، فتسكب من الزجاج في عينها سائلاً تنأوه منه فاطمة وتألم .
سألها إسماعيل :

- ما هذا يا أمي ؟

- هذا زيت قنديل أم هاشم⁴ ، تعودت أن أقطر لها منه كل مساء . [...]

قفز إسماعيل من مكانه كالملسوع . أليس من العجيب أنه - وهو طيب عيون - يشاهد في أول ليلة من عودته ، بأية وسيلة تداوى بعض العيون الرمءاء في وطنه ؟

تقدم إسماعيل إلى فاطمة فأوقفها ، وحلّ رباطها ، وفحص عينها ، فوجد رمداً قد أتلف الجفنين وأضر بالمقلة ، فلو وجد العلاج المهدئ المسكن لثمانلت للشفاء ، ولكنها تسوء بالزيت الحار الكاوي .
فصرخ في أمه بصوت يكاد يمزق حلقه :

- حرام عليك الأذية . حرام عليك . أنت مؤمنة تصلين ، فكيف تقبلين أمثال هذه الخرافات والأوهام ؟

وصمتت أمه وانعقد لسانها ، تحاول أن تتمم ولا تبين .

ورأى إسماعيل شبح أبيه على الباب ، في جلباب أبيض قصير وعلى رأسه طاقية تحتها وجه مربد .
[...] ماذا حدث ؟

ونظقت أمه أخيراً تستعيد بالله وتقول له :

- اسم الله عليك يا إسماعيل يا ابني . ربنا يكملك بعقلك هذا غير الدواء والأجزا⁵ . هذا ليس إلا من بركة أم هاشم .

وإسماعيل كنور هائج لوحته له بغلالة حمراء .

3 الشيخ رجب : أبو إسماعيل.

4 أم هاشم هي زينت ابنة فاطمة وعلي وحفيده النبي عُرفت بشجاعته وبنفاعها عن أخويها الحسن والحسين في بلاط معاوية . لما على الأقل مقامان واحد في القاهرة والأخر في دمشق . وهي محط تقديس وتكريم المؤمنين من كافة الدول الإسلامية وقد نشأت حولها الكثير من المعتقدات والعبادات والطقوس الدينية والشعبية .

5 الأجزا : الدواء (باللهجة المصرية).

- أهى دي أم هاشم بتاعتكم هي اللي حتجيب للبت العمى⁶ ، سترون كيف أداويها فتتال على يديّ أنا الشفاء الذي لم تجده عند الست أم هاشم .

- يا ابني ده ناس كثير بيتباركوا بزيت قنديل أم العواجز جربوه وربنا شفاهم عليه . إحنا طول عمرنا جاعلين تكالنا على الله وعلى أم هاشم .⁷ [...]

- أنا لا أعرف أم هاشم ولا أم عفريت .

هبط على الدار صمت مقبض . في هذا البيت تعيش قراءة القرآن والأوراد ، وصدى الأذان . كأنها جميعاً استيقظت وانتبهت ، ثم أطرقت وانطفأت ، وحل محلها ظلام ورهبة . لا عيش لها مع هذه الروح الغريبة التي جاءت لهم من وراء البحار .

وسمع صوت أبيه كأنما يصل إليه من مكان سحيق :

- ماذا تقول؟! هل هذا كل ما تعلمته في بلاد بره⁸ ؟ كل ما كسبناه منك أن تعود إلينا كافرًا ؟

كل ما فعله إسماعيل بعد ذلك يدل على أن المرض العصبي القديم قد عاوده فجأة ، وانفجر بشدة من جديد . فقد وعيه وشعر بحلقه يجف ، وبصدره يشتعل ، وبرأسه يموج في عالم غير هذا العالم ؛ شب على قدميه واقفًا . لا شك أن في نظرتة ما يخيف ، فقد تضاءلت الأم أمامه ، وابتعد الأب عن طريقه . هجم إسماعيل على أمه يحاول أن ينتزع منها الزجاجاة ، فتشبثت بها لحظة ثم تركتها له . فأخذها من يدها بشدة وعنف ، وبحركة سريعة طوح بها من النافذة .

وكان صوت تحطمها في الطريق كدوي القنبلة الأولى في المعركة .

يحيى حقي ، قنديل أم هاشم

⁶ « إن صاحبكم أم هاشم هي التي ستجلب العمى للبت ؟ » (باللهجة المصرية).

⁷ « يا ابني ، هناك أناس كثيرون يتباركون بزيت قنديل أم هاشم ، جربوه وربنا شفاهم به . نحن طول عمرنا جاعلون اتكالنا على الله وعلى أم هاشم » (باللهجة المصرية).

⁸ في بلاد بره : في الخارج (باللهجة المصرية).

Analyse et commentaire de textes ou documents en chinois
Durée : 6 heures

Analysez et commentez en chinois les textes suivants :

材料1

新生代农民工尴尬流动城乡间 更看重城市归属感

发布时间: 2012年02月06日 17:11 来源: 金羊网—羊城晚报
专题统筹 马勇 孙朝方 李青文/羊城晚报记者 孙朝方 鲁钊山 陈强 曾璇 李青

“新生代农民工”的说法，首次出现在2010年中央一号文件中。主要是指80后、90后农民工，年龄在18岁到25岁之间，他们占了外出打工农民工的主体，约有1亿人。新生代农民工以“三高一低”为特征：受教育程度高，职业期望值高，物质和精神享受要求高，工作耐受力低。

当下，各地节后招工如火如荼，占了外出务工者“半壁江山”的新生代农民工成为企业争抢的对象。

老一代农民工为养家糊口到城市打工，明白自己只是城市的“过客”；新生代农民工大多“放下书包进工厂”，赚钱只是外出打工的一部分目的，他们希望跳出“农门”进“城门”，像城里人一样生活。然而，他们却有更多的困惑与迷茫。尤其是90后农民工，不清楚自己的未来在哪里；向往城市，却不被城市接纳；根在农村，却与农村日益疏远。他们只好尴尬地流动在城乡间。

为改变，他们进城寻求“机会”

羊城晚报记者深入川、粤、湘、桂各地，走近新生代农民工，触摸他们的打工生活和城市梦。

70后最怕你跟他讲劳动法，巴不得天天加班多赚钱；80后既怕加班，又怕总放假，两者越平衡越好；90后则三餐饱饭足矣，最好工作三天休四天，甚至愿打零工也不愿签几年的“卖身契”。

“现在最头痛的是人员不稳定。”深圳一家汽修厂家负责人朱先生告诉记者。“我们招人是要干活的，可现在的年轻人，特别是90后，干两天就想干别的或者干两天就走了，我们最烦这个。”朱先生说，不少90后不愿干苦活、累活，一来就想干销售，不行就跳走，结果干了三四年还是什么都不会。朱先生感叹，找做事踏实的老一代农民工越来越难。

广西南宁一家鞋厂的人力主管告诉记者，他们倾向于不招90后入生产一线，因为很多人干不长，流动太频繁。

深圳鹏强人才市场的经理汪炬文也注意到90后打工者的这个特点。他说，与老一代农民工不同，90后新生代求职者对职业的诉求已发生变化。“很多年轻人到深圳是来看一看，打工不是他们的主要目的。这与上世纪80、90年代的情况有很大差别。”汪炬文说，很多90后年轻人抱着寻找“机会”的心态来到深圳，他们希望寻找自己心目中的“机会”。他们没有父辈那样严重的生存危机，没钱的话家里会寄过来，因此他们对工作的要求与老一辈有很大差别，注重工作环境、福利等。

“我情愿打散工，也不愿当流水线工人。”生于1991年的陈志文，是广西南宁武鸣县人，初中毕业后就出来打工，结果在某工厂干了个把月就辞职了，他已记不清换了多少家工厂。父亲觉得他没定力，去年强行带着他在一家瓷砖厂工作。节后，陈志文

说什么也不肯再跟父亲回瓷砖厂了，他说受不了生产线每天的重复劳作，更不愿像父亲那样一辈子耗在生产线上。

广西天等县就业服务中心主任黄桂德认为，90后不愿上生产线，并不是不能吃苦耐劳，而是他们有更多自己的想法，希望未来有所发展。天等县一家企业的老板向记者抱怨，该县大量的外出务工人员跑到桂林米粉店做服务员，很多人不愿意来工厂。“他们觉得能看到希望，将来也能开一家自己的店”。

不少企业管理者有着共同的感受：70后爱加班；80后爱看世界；90后爱叹世界。

为发展，他们重视子女教育

把子女留在家里，则出现数目庞大的“留守儿童”，家庭教育严重缺失；把子女带在身边，则成为浩荡的“流动儿童”，学校教育又出现巨大困难，这是新生代农民工遭遇的窘境。

与老一代农民工“单打独斗”的情形相比，许多新生代农民工选择携家带口进城务工。

来自广西桂平的80后陈隆，决定带4岁的儿子去深圳上幼儿园。“农村我们回不去了，都不会干农活了。我想给儿子创造机会，让他将来可以留在城市。”陈隆说，自己曾是留守儿童，不愿儿子重蹈覆辙。但现实也摆在眼前，如果不能入户城市，孩子高考时，还是要回老家。

在广西天等县孟养村龙彰屯，差不多整个屯都搬到深圳了。“他们在深圳挣了钱，回老家盖起新房子，但屯子里却没几个人，老人小孩都接出去了，过年过节都不回来。屯子里的红白喜事，都直接在深圳进行。”当地一位干部说，去年村委会换届选举，在深圳公明设立了选举分会场。

但并非所有儿童都能被父母接到打工的城市，留守儿童仍是困扰新生代农民工的大问题。

在四川金堂，目前仍有留守儿童1.3万人。记者走访的数十位返乡农民工中，约三分之一的人明确表示，因为不想让家人成为“留守儿童”或“留守老人”，因此选择留在本地找工作。因父辈常年在外打工，难以顾及子女教育，一些外出务工者子女未完成九年义务教育便辍学。24岁的四川金堂县新鑫村民王天寿告诉记者，他小学毕业后就外出务工，而21岁的弟弟黄召华小学没读完，就跟着哥哥打工了。淮口镇就业服务站负责人陈敏告诉记者，这样的家庭在当地并不罕见，受常年在外打工的父母影响，很多“留守儿童”长大后选择了外出打工。

来自中国青少年研究中心的信息显示，新生代农民工进入工作单位渠道中，自己找的超过33%，通过亲友、同乡介绍的超过36%。这些靠自己打拼出来的农民工，对子女的期望近乎疯狂。一项针对近5000名新生代农民工的调查显示，新生代农民工对子女的期望非常高，都表示将全力投入子女教育。

目前，广东等地已实施农民工积分入户、“流动儿童”入读当地公立学校等政策，为农民工融入城市提供了更多可能。然而，来自广东省人力资源和社会保障厅的调查显示，60%的受访农民工不愿或没考虑好是否入户城镇。主要原因是不愿放弃土地、城市生活压力大、担心工作不稳定、农村环境趋好。

为子女，他们回乡另谋出路

广东东莞虎门镇，一房一厅的出租屋里，王磊一家祖孙三代迎来了龙年。这是王磊一家在广东过的第三个春节。

王磊，河南省驻马店人，1987年生，一个两岁孩子的爹。他是虎门中心客运站的一名普通车管员，与他那大半辈子都漂泊在长三角和珠三角的老爹不一样，王磊打算到儿子要读书的年纪，就结束打工日子，举家回老家发展。“学门手艺，比如修车，在我们那边开个修车铺；老婆卖卖衣服，可以从虎门进货，拿回去卖，比打工强多了……”

不像父辈农民工一样：打工、赚钱、娶媳妇、生娃、盖房，一辈子就这样过去了，刚刚25岁的王磊对自身的人生规划异常清晰。大约三年前，他辞去了工厂工作，因为“不自由”，而且“学不到啥”。目前的工作他挺满意，正规稳定、相对自由，加班还有三薪，最重要的，是离自己“学手艺”的梦想更近了。

在珠三角，王磊只是千千万万名新生代农民工的缩影，他们不甘心只做一名流水线上的工人或巨大“工业机器”中的一颗“螺丝钉”，他们想活出自己的精彩。

若再用“吃苦耐劳”的标准衡量他们，指责他们耐不住性子，批评他们“付出一分就想有十分收获”，甚至扣上“眼高手低”的帽子，或许已经不合时宜。

心怀梦想、体面劳动、尊严生活，正成为新生代打工者的真实剪影。

材料2

请多多关心农民工的业余生活

来源：中国农民工网

作者：郭昌盛

近日，北京电视台第七日栏目播出了这样一组镜头：城市的霓虹灯下，一座过街天桥上聚满了上百个农民工，他们有的看着满街急驶而过的小车，有的在一起谈笑，但更多是看过天桥的美女。有一个农民工坦言，没有地方去，不看美女看什么？！

诚然，没什么地方去，不看美女又看什么？农民工尤其是建筑业的农民工大多数是单身一人，辛勤工作之余，却没有消遣的去处。务工单位多数没有图书室、娱乐室，没有书报可读，没有电视可看，没有乘凉的地方。公立图书馆大多数把农民工拒之门外，农民工又能到哪里去充实业余生活呢？满大街倒是有不少书店、影院和娱乐场所，可辛苦挣来的血汗钱，也许有病重在床的老母等着钱救命，也许有又当爹又当妈的爱人等钱养家，更也许还有高考、中考中榜的学女等钱上学。这钱，还能轻易地花么？

于是乎，就有了成群的农民工兄弟在天桥上看风景，有了成群的农民工兄弟进黄色录像厅，甚至会有个别的农民工兄弟因此会走上了歧途！这之中的原因，除了农民工自身的寂寞无处安抚的责任外，恐怕最大的责任在于政府、在于用工单位没有正视他们的业余生活和精神需求了！

建议：政府以政策引导，开办农民工的娱乐、休息场所，对一些面向农民工开放的公共场所，如图书馆、图书室、电影厅、娱乐室进行补贴；鼓励用工单位开办农民工业余活动场所，开展丰富多彩的联谊活动，组织外出参观等，不仅能充实农民工兄弟的工余时间，更能让农民工兄弟享受现代都市文明，拥有建设成就感，热爱务工的单位和务工城市！

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ESPAGNOL

Analysez et commentez, en espagnol, les cinq documents suivants :

Documento 1

El error, tarde o temprano, acaba por limitarse a sí mismo, y la primera forma de su impotencia, es la contradicción: si quisiera ser lógico, se haría imposible. La humanidad, que puede ser bastante ciega para dejarle sentar sus premisas, no es nunca bastante perversa o insensata para permitirle que saque todas sus consecuencias: le opone su razón, sus afectos o sus instintos, y él transige; podemos estar seguros de que donde hay contradicción, hay error o impotencia.

Aplicando esta regla al papel que la mujer representa en la sociedad, por la falta de lógica del hombre, vendremos a convencernos de su falta de razón, primero, y de justicia, después.

Una mujer puede llegar a la más alta dignidad que se concibe, puede ser madre de Dios: descendiendo mucho, pero todavía muy alta, puede ser mártir y santa, y el hombre que la venera sobre el altar y la implora, la cree indigna de llenar las funciones del sacerdocio. ¿Qué decimos del sacerdocio? Atrevimiento impío sería que en el templo osara aspirar a la categoría del último sacristán. La lógica aquí sería escándalo, impiedad.

Si del orden religioso pasamos al civil, las contradicciones no son de menor bulto. ¿Cómo una mujer ha de ser empleada en Aduanas o en la Deuda, desempeñar un destino en Fomento o en Gobernación? Sólo pensarlo da risa. Pero una mujer puede ser jefe del Estado. En el mundo oficial se la reconoce aptitud para reina y para estancquera; que pretendiese ocupar los puestos intermedios, sería absurdo. No hay para qué encarecer lo bien parada que aquí sale la lógica.

En las relaciones de familia, en el trato del mundo, ¿qué lugar ocupa la mujer? Moral y socialmente considerada, ¿cuál es su valor?, ¿cuál es su puesto? Nadie es capaz de decirlo. Aquí es mirada con respeto, y con desprecio allá. Unas veces sufre esclava, otras tiraniza; ya no puede hacer valer su razón, ya impone su capricho. Busca una regla, una ley moral: imposible es que la halléis en el caos que resulta del choque continuo entre las preocupaciones y la ilustración, el error y la verdad, la injusticia y la conciencia. El libertino que escarnea la virtud, cree en la de su madre; el cínico arriesga la vida en un desafío por defender el honor de su hermana; el que ha hecho muchas víctimas y hollado las más santas leyes, recibe como tal un capricho de la que ama; el que tiene teorías y hábitos de tirano, viene a ser el esclavo de su hija o de su nieta. El corazón, los instintos, la conciencia, se oponen de continuo en la práctica a esas teorías que conceden al hombre superioridad moral sobre la mujer. Se ve, pues, arrastrado a ceder de lo que llama su derecho cuando no abusa de él, y al conceder esta gracia, ya no establece reglas de justicia, porque no es fácil poner límites a la generosidad del que da por afecto, ni a la exigencia del que recibe sin reflexión. Así, pues, en las relaciones domésticas y sociales del hombre y la mujer, como lo que se llama justicia no lo es, ni puede por lo tanto convertirse en regla permanente y respetada, todo está a merced de los afectos y de las pasiones, todo es tan ocasionado a mudanzas como ellas, y por punto general, a las mujeres se les da más o menos de lo que merecen y les es debido: son, el niño oprimido a quien se hace siempre guardar silencio, o el niño mimado que impone su voluntad. Con sólo mirar lo que pasa en rededor nuestro, veremos tantas contradicciones como individuos hemos observado.

Si dejando las costumbres pasamos a las leyes, ¿qué es lo que ven nuestros ojos? ¡Ah! Un espectáculo bien triste, porque la ley no tiene la flexibilidad de los afectos, y si el padre, y el esposo, y el hermano son inconsecuentes para ser justos, la ley inflexible no se compadece del dolor ni se detiene ante la injusticia. Las contradicciones de la ley pesan sin lenitivo alguno sobre la mujer desdichada. Exceptuando la ley de gananciales, tributo no sabemos cómo pagado a la justicia, rayo de luz que ha penetrado en obscuridad tan profunda, las leyes civiles consideran a la mujer como menor si está casada, y aun no estándolo, le niegan muchos de los derechos concedidos al hombre.

[...] Es tal la fuerza de la costumbre, que saludamos todas estas injusticias con el nombre de derecho.

Podríamos recorrer la órbita moral y legal de la mujer y hallaríamos en toda ella errores, contradicciones e injusticias. La mitad del género humano, la que más debiera contribuir a la armonía, se ha convertido por el hombre en un elemento de desorden, en un auxiliar del caos, de donde salen antagonismos y luchas sin fin.

Los problemas de la mujer en sus relaciones con el hombre y con la sociedad, están siempre más o menos fuera de la ley lógica. ¿Es esto razonable?, ¿es racional siquiera? No hay más que una razón, una lógica, una verdad. El que quiera introducir la pluralidad donde la unidad es necesaria, introduce la injusticia y con ella la desventura.

Si supiera el hombre que nunca se equivoca impunemente, buscaría el acierto con mayor solicitud. Nosotros, que tenemos esta íntima persuasión, procuraremos desvanecer los errores que existen con respecto a la mujer. Tal es el objeto del presente escrito.

Concepción ARENAL, *La mujer del porvenir (Artículos sobre las conferencias dominicales para la educación de la mujer celebradas en el Paraninfo de la Universidad de Madrid)*, Madrid-Sevilla, Eduardo Perié-Félix Perié, 1869.

Documento 2

Discurso de Clara CAMPOAMOR ante las Cortes el 1 de octubre de 1931.

Señores diputados: lejos yo de censurar ni de atacar las manifestaciones de mi colega, señorita Kent, comprendo, por el contrario, la tortura de su espíritu al haberse visto hoy en trance de negar la capacidad inicial de la mujer. Creo que por su pensamiento ha debido de pasar, en alguna forma, la amarga frase de Anatole France cuando nos habla de aquellos socialistas que, forzados por la necesidad, iban al Parlamento a legislar contra los suyos.

Respecto a la serie de afirmaciones que se han hecho esta tarde contra el voto de la mujer, he de decir, con toda la consideración necesaria, que no están apoyadas en la realidad. Tomemos al azar algunas de ellas. ¿Que cuándo las mujeres se han levantado para protestar de la guerra de Marruecos? Primero: ¿y por qué no los hombres? Segundo: ¿quién protestó y se levantó en Zaragoza cuando la guerra de Cuba más que las mujeres? ¿Quién nutrió la manifestación pro responsabilidades del Ateneo, con motivo del desastre de Annual, más que las mujeres, que iban en mayor número que los hombres?

¡Las mujeres! ¿Cómo puede decirse que cuando las mujeres den señales de vida por la República se les concederá como premio el derecho a votar? ¿Es que no han luchado las mujeres por la República? ¿Es que al hablar con elogio de las mujeres obreras y de las mujeres universitarias no está cantando su capacidad? Además, al hablar de las mujeres obreras y universitarias, ¿se va a ignorar a todas las que no pertenecen a una clase ni a la otra? ¿No sufren éstas las consecuencias de la legislación? ¿No pagan los impuestos para sostener al Estado en la misma forma que las otras y que los varones? ¿No refluye sobre ellas toda la consecuencia de la legislación que se elabora aquí para los dos sexos, pero solamente dirigida y matizada por uno? ¿Cómo puede decirse que la mujer no ha luchado y que necesita una época, largos años de República, para demostrar su capacidad? Y ¿por qué no los hombres? ¿Por qué el hombre, al advenimiento de la República, ha de tener sus derechos y han de ponerse en un lazareto los de la mujer?

Pero, además, señores diputados, los que votasteis por la República, y a quienes os votaron los republicanos, medita un momento y decid si habéis votado solos, si os votaron sólo los hombres. ¿Ha estado ausente del voto la mujer? Pues entonces, si afirmáis que la mujer no influye para nada en la vida política del hombre, estáis – fijaos bien – afirmando su personalidad, afirmando la resistencia a acatarlos. ¿Y es en nombre de esa personalidad, que con vuestra repulsa reconocéis y declaráis, por lo que cerráis las puertas a la mujer en materia electoral? ¿Es que tenéis derecho a hacer eso? No; tenéis el derecho que os ha dado la ley, la ley que hicisteis vosotros, pero no tenéis el derecho natural fundamental, que se basa en el respeto a todo ser humano, y lo que hacéis es detentar un poder; dejad que la mujer se manifieste y veréis como ese poder no podéis seguir detentándolo.

No se trata aquí esta cuestión desde el punto de vista del principio, que harto claro está, y en vuestras conciencias repercute, que es un problema de ética, de pura ética reconocer a la mujer, ser humano, todos sus derechos, porque ya desde Fichte, en 1796, se ha aceptado, en principio también, el postulado de que sólo aquel que no considere a la mujer un ser humano es capaz de afirmar que todos los derechos del hombre y del ciudadano no deben ser los mismos para la mujer que para el hombre. Y en el Parlamento francés, en 1848, Victor Considerant

se levantó para decir que una Constitución que concede el voto al mendigo, al doméstico y al analfabeto —que en España existe— no puede negárselo a la mujer. No es desde el punto de vista del principio, es desde el temor que aquí se ha expuesto, fuera del ámbito del principio —cosa dolorosa para un abogado—, como se puede venir a discutir el derecho de la mujer a que sea reconocido en la Constitución el de sufragio. Y desde el punto de vista práctico, utilitario, ¿de qué acusáis a la mujer? ¿Es de ignorancia? Pues yo no puedo, por enojosas que sean las estadísticas, dejar de referirme a un estudio del señor Luzuriaga acerca del analfabetismo en España.

Hace él un estudio cíclico desde 1868 hasta el año 1910, nada más, porque las estadísticas van muy lentamente y no hay en España otras. ¿Y sabéis lo que dice esa estadística? Pues dice que, tomando los números globales en el ciclo de 1860 a 1910, se observa que mientras el número total de analfabetos varones, lejos de disminuir, ha aumentado en 73.082, el de la mujer analfabeta ha disminuido en 48.098; y refiriéndose a la proporcionalidad del analfabetismo en la población global, la disminución en los varones es sólo de 12,7 por cien, en tanto que en las hembras es del 20,2 por cien. Esto quiere decir simplemente que la disminución del analfabetismo es más rápida en las mujeres que en los hombres y que de continuar ese proceso de disminución en los dos sexos, no sólo llegarán a alcanzar las mujeres el grado de cultura elemental de los hombres, sino que lo sobrepasarán. Eso en 1910. Y desde 1910 ha seguido la curva ascendente, y la mujer, hoy día, es menos analfabeta que el varón. No es, pues, desde el punto de vista de la ignorancia desde el que se puede negar a la mujer la entrada en la obtención de este derecho.

Otra cosa, además, al varón que ha de votar. No olvidéis que no sois hijos de varón tan sólo, sino que se reúne en vosotros el producto de los dos sexos. En ausencia mía y leyendo el diario de sesiones, pude ver en él que un doctor hablaba aquí de que no había ecuación posible y, con espíritu heredado de Moebius y Aristóteles, declaraba la incapacidad de la mujer.

A eso, un solo argumento: aunque no queráis y si por acaso admitís la incapacidad femenina, votáis con la mitad de vuestro ser incapaz. Yo y todas las mujeres a quienes represento queremos votar con nuestra mitad masculina, porque no hay degeneración de sexos, porque todos somos hijos de hombre y mujer y recibimos por igual las dos partes de nuestro ser, argumento que han desarrollado los biólogos. Somos producto de dos seres; no hay incapacidad posible de vosotros a mí, ni de mí a vosotros.

Desconocer esto es negar la realidad evidente. Negadlo si queréis; sois libres de ello, pero sólo en virtud de un derecho que habéis (perdonadme la palabra, que digo sólo por su claridad y no con espíritu agresivo) detentado, porque os disteis a vosotros mismos las leyes; pero no porque tengáis un derecho natural para poner al margen a la mujer.

Yo, señores diputados, me siento ciudadano antes que mujer, y considero que sería un profundo error político dejar a la mujer al margen de ese derecho, a la mujer que espera y confía en vosotros; a la mujer que, como ocurrió con otras fuerzas nuevas en la revolución francesa, será indiscutiblemente una nueva fuerza que se incorpora al derecho y no hay sino que empujarla a que siga su camino.

No dejéis a la mujer que, si es regresiva, piense que su esperanza estuvo en la dictadura; no dejéis a la mujer que piense, si es avanzada, que su esperanza de igualdad está en el comunismo. No cometáis, señores diputados, ese error político de gravísimas consecuencias. Salváis a la República, ayudáis a la República atrayéndoos y sumándoos esa fuerza que espera ansiosa el momento de su redención.

Cada uno habla en virtud de una experiencia y yo os hablo en nombre de la mía propia. Yo soy diputado por la provincia de Madrid; la he recorrido, no sólo en cumplimiento de mi deber, sino por cariño, y muchas veces, siempre, he visto que a los actos públicos acudía una concurrencia femenina muy superior a la masculina, y he visto en los ojos de esas mujeres la esperanza de redención, he visto el deseo de ayudar a la República, he visto la pasión y la emoción que ponen en sus ideales. La mujer española espera hoy de la República la redención suya y la redención del hijo. No cometáis un error histórico que no tendréis nunca bastante tiempo para llorar; que no tendréis nunca bastante tiempo para llorar al dejar al margen de la República a la mujer, que representa una fuerza nueva, una fuerza joven; que ha sido simpatía y apoyo para los hombres que estaban en las cárceles; que ha sufrido en muchos casos como vosotros mismos, y que está anhelante, aplicándose a sí misma la frase de Humboldt de que la única manera de madurarse para el ejercicio de la libertad y de hacerla accesible a todos es caminar dentro de ella.

Señores diputados, he pronunciado mis últimas palabras en este debate. Perdonadme si os molesté, considero que es mi convicción la que habla; que ante un ideal lo defendería hasta la muerte; que pondría, como dije ayer, la cabeza y el corazón en el platillo de la balanza, de igual modo Breno colocó su espada, para que se inclinara en

favor del voto de la mujer, y que además sigo pensando, y no por vanidad, sino por íntima convicción, que nadie como yo sirve en estos momentos a la República española.

Documento 3

Nada más llegar a Salamanca empecé a reorganizar la Sección Femenina. Como Dora Maqueda estaba aún en zona roja, nombré secretaria nacional provisional a Marichu de la Mora (que más tarde sería directora de la revista *Y*).

Por aquel entonces estaba en Valladolid Mercedes Sanz Bachiller ; viuda de Onésimo Redondo, mujer dotada de muy buenas cualidades y, muy segura de sí misma, empezó en cierto modo a agrupar a la Sección Femenina. Tenía la facilidad de haber estado siempre en zona nacional, lo que le había permitido organizar la de Valladolid e influir en otras provincias limítrofes.

Al llegar yo a Salamanca, me encontré con ese problema que se crea a veces en períodos de crisis, y que no siempre es efecto de mala voluntad, sino de deseos de servir. Por otro lado, en un viaje que Mercedes Sanz Bachiller hizo a Alemania había estudiado allí la organización del partido nazi y algunas de sus facetas, entre éstas el «Auxilio de Invierno», que se llamó después «Auxilio Social», y lo estableció en la España liberada. Fue, sin duda, el «Auxilio Social» una gran obra que vino a resolver muchos problemas en la retaguardia nacional. Más tarde creó también el Servicio Social de la Mujer, que obligaba a todas las mujeres a dar seis meses de servicio a España en comedores, hospitales, oficinas, etcétera... Una especie de «servicio militar» femenino, con algunas excepciones. Este servicio debía cumplirse entre los 17 y los 35 años. Estas dos organizaciones estaban, naturalmente, nutridas por mujeres, de manera que si no dependían de la Sección Femenina ésta tenía, en cambio, y controlaba las mujeres de que se nutría, y, por lo tanto, gran parte de la Sección Femenina se convertía por el momento en sólo un fichero con el que proporcionar camaradas a Auxilio Social y al Servicio Social; ya que, por otro lado, «Frentes y Hospitales» que agrupaba igualmente mujeres dependía también de una delegación aparte, dirigida por María Rosa Urraca Pastor, valiosa persona perteneciente a la Comunión Tradicionalista.

Todo esto suponía dificultades para la Sección Femenina, y había que usar de mucha diplomacia, pero, al mismo tiempo, de una tenacidad insobornable para poner las cosas en su sitio y devolver a cada cual su contenido.

Por aquellos días, y en otro orden de cosas, quisimos reforzar nuestras defensas espirituales, y envié una circular a las provincias liberadas proclamando a Santa Teresa, Patrona de la Sección Femenina.

¿Por qué escogí a Santa Teresa? Metidas en los avatares de la guerra, nuestra incipiente organización, nacida el año 34 como parte femenina de la Falange, no había casi tenido tiempo, a causa de las persecuciones y de las incomprendiones, de la falta de dinero y de tantas cosas más. de expansionarse en proporción a lo que de nosotras entonces reclamaba España. Pero ahora, ya inmensamente grande y con muchísimas responsabilidades, pensé que debíamos buscar apoyos sobrenaturales que vinieran en ayuda de nuestra limpia intención de servir, y, sin dudarlo, la elección recayó en Santa Teresa. [...] Ella, fiel reflejo de la España de su época, lo era también de la España de siempre, de su Avila natal, de la España que nosotras queríamos. Quizá por eso ella ha estado siempre a nuestro lado, desde que empezamos nuestra tarea. Y si es verdad que en la Sección Femenina hay autenticidad, generosidad, ausencia de melancolía, rectitud de intención, a Santa Teresa se lo debemos. Teniéndola por Patrona no caben melindres ni falsedades, sino verdad, alegría, decisión, necesidad de llegarse a Dios. [...]

La ley de 1961 y su ampliación de 27 de diciembre de 1966, evidentemente, han sido uno de nuestros grandes logros, y la demostración de cuán equivocados están los que creen que es a partir de 1975 cuando se ha empezado a hacer algo para la liberación de la mujer, o que la Sección Femenina se ha limitado a preparar a la mujer para sus deberes familiares, cosa, por otro lado, importantísima e irrenunciable, pero que no se había preocupado de nada más en virtud de una supuesta mentalidad retrógrada.

Pero no son éstas solas las leyes importantes conseguidas que hayan cambiado como de la noche al día la situación de la mujer en España. Bastante más adelante, en el 73, al detectar una fuerte inquietud ante la actitud de los órganos de Gobierno, inició la Sección Femenina una nueva trayectoria para conseguir algo tan trascendental como la reforma del derecho de familia, lo que suponía una reforma del Código Penal. Entre las razones que nos empujaban a ello, las más importantes eran que en él se dictaminaba :

1º- La pérdida de la nacionalidad española de la mujer al casarse con un extranjero.

2º- La patria potestad, que convertía al marido en señor y juez de cuanto hacía la mujer y se sucedía en la casa.

3º- La licencia marital, ya que la mujer, al casarse, quedaba incapacitada para comprar o vender lo que le pertenecía por derecho propio. Se daba el caso de que una mujer pudiera hacer todas estas operaciones de soltera, por ser mayor de edad, y al casarse perdía esta mayoría de edad.

Todo esto fue defendido por Carmen Salinas, asesor jurídico de la Sección Femenina, quien después formó parte de una comisión designada al efecto e incorporada más tarde, por decisión del ministro de Justicia, a la Comisión General de Codificación, quien estimó dar prioridad a los estudios hechos por la primera comisión, incorporando a Carmen Salinas y a Belén Landáburu, representante entonces, también, de la Sección Femenina a la Comisión General de Codificación. Así se consiguió la redacción de un proyecto de ley que se aprobó en el Pleno de las Cortes del 29 de abril de 1975.

Sólo el haber conseguido estas leyes debiera ser suficiente para reconocer los esfuerzos de la Sección Femenina para apoyar en toda su integridad los derechos de la mujer. [...]

Pilar PRIMO DE RIVERA, *Recuerdos de una vida*, Madrid, Ediciones Dyrsa, 1983.

Documento 4

Qué significa ser mujer y por qué necesitamos hombres feministas

Los planteamientos y reivindicaciones del movimiento feminista, o de lo que se ha dado en llamar *posfeminismo*, *tercera ola feminista* o *feminismo del poder* (versus *feminismo de la diferencia*), esto es, las reivindicaciones de una serie de mujeres que han crecido en una sociedad que ya asume, teóricamente pero no en la práctica, la igualdad de derechos y deberes de hombres y mujeres, propugnan un orden social más equitativo que redundaría en beneficio de todo el sistema, no sólo en el nuestro propio. No hemos venido a proclamar la lucha de sexos, sino a abrir un debate acerca de la necesidad de replantear la vigencia de unos roles obsoletos sobre lo que en nuestra sociedad se considera masculino y femenino, que lejos de ser producto de una tendencia natural son construcciones sociales destinadas a reforzar la separación artificial entre hombres y mujeres, a apuntalar una distancia creada para mantener una estructura de poder desequilibrada e injusta que nos perjudica a la postre a ambos sexos. En las tres últimas décadas las construcciones de género que se habían mantenido durante milenios se han hecho añicos. Las mujeres, en su voluntad de redefinirse, han obligado al hombre a hacer otro tanto. [...]

La otra cara de la Barbie

El 8 de marzo, como todo el mundo sabe – o debiera saber – se celebra el Día Internacional de la Mujer Trabajadora. A propósito de la señalada fecha me tocó participar en una encuesta promovida por un suplemento semanal en la que varias mujeres opinábamos sobre si las niñas de hoy disfrutaban de más ventajas a su socialización que las de nuestra generación.

Aparentemente, la respuesta tendría que haber sido afirmativa.

Y sin embargo yo sostuve que no, que no lo creía. Que de hecho, pensaba y pienso que actualmente estamos experimentando un retroceso en lo que a educación no sexista se refiere. Al fin y al cabo algunas de mis amigas han tenido la suerte de ser hijas de progres, de herederos del espíritu del 68 que intentaron como pudieron inculcarles los principios de una socialización igualitaria. Sin embargo, las niñas de hoy crecen sometidas a un bombardeo mediático que propugna la reproducción de unos roles sociales y unos modelos de conducta obsoletos y en mi opinión perjudiciales.

En 1999 Barbie cumplió cuarenta años. (Hay que reconocer que no los apunta.) Yo que no soy demasiado amiga de la señorita y que no estaba al día por lo tanto de la fecha de su natalicio, me enteré de la celebración gracias a la televisión y a los periódicos, que, empeñados en hacerle publicidad gratuita a la casa Mattel, no cesaron de bombardearnos con reportajes sobre el tema en los que he podido ver a Barbie vestida de enfermera, vestida de exploradora, vestida de vampiresa o vestida de Dior. Como todo el mundo sabe, Barbie dispone de un guardarropa completísimo que se renueva cada temporada con el modelerío más hortera imaginable.

Barbie ostenta unas medidas de top model en miniatura, irreproducibles en la vida real. La casa Mattel, advertida por numerosos estudios de la influencia que un modelo de conducta semejante podía tener en el futuro desarrollado de la mentalidad femenina – algunos psicólogos certifican una relación estrecha entre la cultura Barbie y la anorexia –, anunció que en breve iba a proceder a un remodelamiento de la muñeca, que tendría, en su nueva versión, medidas más humanas. [...]

No es casualidad que Barbie se haya convertido en unos de los iconos más representativos de la sociedad moderna. Numerosos artistas plásticos han jugado con ella y han tratado, a través de su imagen, de subvertir roles y estereotipos. Lo mismo ha hecho el colectivo gay: existen numerosas exposiciones que tienen por protagonistas a Ken y Barbie, guiños irónicos que le pegan otra vuelta de tuerca al fenómeno Barbie... En éstas, la vida de la pareja dista mucho de parecerse a la edulcorada y asexual existencia de cuento de hadas que Mattel propone... En fin, ya se lo imaginan ustedes. [...]

Lucía ETXEBARRIA, *La Eva futura (Cómo seremos las mujeres del siglo XXI y en qué mundo nos tocará vivir)*, Barcelona, Booket, 2001.

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ITALIEN

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en italien**, les six documents suivants:

1

Sono passati cinquant'anni da "Rocco e i suoi fratelli". Fa impressione. [...] Fa impressione perché si trattava di migranti: dalla Lucania a Milano, una madre e i suoi cinque figli maschi. Che cosa diventerebbe, aggiornata all'Italia di oggi, la storia di Rocco e i suoi fratelli? Be', lo vedrete stasera e domani, nel film per Raiuno intitolato "Gli ultimi del Paradiso" [...] Mostra com'è il lavoro nel 2010, cinquant'anni dopo i giovani lucani in bianco e nero che andavano a spalare la neve milanese e a cercarsi la fortuna in una palestra di pugilato. Com'è il lavoro sui camion omerici e lustrati, cronotachigrafi manomessi e cocaina a tener svegli; com'è il carico o lo scarico in uno scalo marittimo o nell'edilizia; come decide un piccolo funzionario di banca di farti fallire e perdere la casa che hai ipotecato; come si sceglie fra un viaggio a portare merce losca e il trasporto in bicicletta di cassette di frutta a domicilio, a salario dimezzato e la fortuna di qualche mancia. L'ho detto, è un bel film. Un film popolare.

Adriano Sofri, "L'Italia cinquant'anni dopo *Rocco e i suoi fratelli*", *La Repubblica*, 24 gennaio 2010.

2

Cuori negli abissi, questo il titolo, venne pubblicato proprio sessant'anni fa da Gastaldi editore (Milano-Roma), per i tipi della Lussografica di Caltanissetta. Un romanzo il cui soggetto avrebbe ispirato Pietro Germi per la realizzazione del film "Il cammino della speranza", vero e proprio manifesto del Neorealismo. [...] Lo sguardo visionario dell'autore fa delle gallerie della miniera, del pozzo, il terribile regno di Belzebul. «Sulle pareti del pozzo, alla luce rossiccia delle acetilene accese che gli uomini portavano con sé, strane, diaboliche ombre danzavano follemente». [...] A un certo momento un incendio nella miniera provoca decine e decine di morti. L'ambientazione diventa ancora più cupa e apocalittica: dopo la conta dei cadaveri, la miniera viene chiusa. Agli operai non rimane che prepararsi per la partenza: il cammino della speranza per migliorare le misere condizioni di vita comporta parecchi disagi. Bisogna attraversare clandestinamente la Francia per arrivare a Grenoble: inutile dire che fa un certo effetto constatare che allora i clandestini eravamo noi: assieme ai polacchi, ai tedeschi, agli austriaci. Per assicurarsi il passaggio oltre la frontiera, bisogna sborsare dodicimila lire a persona e metterle nelle mani degli scafisti di allora. Diverse famiglie zolfatare, per racimolare la somma, vendono quello che hanno (tavoli, sedie, letti) a prezzi irrisori. C'è un'aria di tragedia, in questo romanzo di Di Maria, che si respira dalla prima pagina sino all'ultima.

Salvatore Ferlita, "Un cuore negli abissi", *La Repubblica*, 7 gennaio 2009.

Io sono sicura che l'assassino di Lorenzo Manfredini è uno degli immigrati. Il governo deve reagire ampresa ampresa. Un altro poco ci caccerranno dal nostro paese. Basta che fai un giro di pomeriggio nei giardini di piazza Vittorio per vedere che la stragrande maggioranza della gente sono forestieri: chi viene dal Marocco, chi dalla Romania, dalla Cina, dall'India, dalla Polonia, dal Senegal, dall'Albania. Vivere con loro è impossibile. Tengono religioni, abitudini e tradizioni diverse dalle nostre. Nei loro paesi vivono all'aperto o dentro le tende, mangiano con le mani, si spostano con i ciucci e i cammelli e trattano le donne come schiave. Io non sono razzista, ma questa è la verità! Lo dice pure Bruno Vespa. Poi perché vengono in Italia? Non capisco, stiamo pieni di disoccupati. Mio figlio Gennaro non tiene un lavoro, se non fosse per sua moglie Marina che fa la sarta e per il mio continuo aiuto sarebbe finito a chiedere l'elemosina fuori dalla chiesa di San Domenico Maggiore a Napoli! Se il lavoro non ci sta per la gente di questo paese, come facciamo ad accogliere tutti questi disperati? Ogni settimana vediamo barche cariche di clandestini al telegiornale. Quelli portano malattie contagiose come la peste e la malaria! Questo lo ripete sempre Emilio Fede. Però nessuno lo sta a sentire.

Amara Lakhous, *Scontro di civiltà per un ascensore a piazza Vittorio*, edizioni e/o, Roma 2006.

- (...) Di che posto siete dell'America?

- Di... Di New York - dissi io.

Un momento fummo zitti, io su questa menzogna, guardandolo, e lui guardando me, dai suoi occhi nascosti sotto la visiera del berretto.

Poi, quasi teneramente, egli chiese:

- Come va a New York? Va bene?

- Non ci si arricchisce - risposi io.

- Che importa questo? - disse lui. - Si può star bene senza arricchire... Anzi è meglio...

- Chissà! - dissi io. C'è anche lì disoccupazione.

- E che importa la disoccupazione? - disse lui. - Non è sempre la disoccupazione che fa il danno;...

Non è questo... Non sono disoccupato, io.

Indicò gli altri piccoli siciliani intorno.

- Nessuno di noi lo è. Lavoriamo... Nei giardini... Lavoriamo.

E si fermò, mutò voce, soggiunse: - Siete tornato per la disoccupazione, voi?

- No, - io dissi. - Sono tornato per qualche giorno.

- Ecco, - disse lui. - E mangiate la mattina... Un siciliano non mangia mai la mattina.

E chiese: - Mangiano tutti in America la mattina?

Avrei potuto dire di no, e che anch'io, di solito, non mangiavo la mattina, e che conoscevo tanta gente che non mangiava forse più di una volta al giorno, e che in tutto il mondo era lo stesso, eccetera, ma non potevo parlargli male di un'America dove non ero stato, e che, dopotutto, non era nemmeno l'America, nulla di attuale, di effettivo, ma una sua idea di regno dei cieli sulla terra. Non potevo; non sarebbe stato giusto.

Elio Vittorini, *Conversazione in Sicilia*, BUR, Milano 1986.

Funziona così. A Ellis Island gli americani ti rifilano una serie di domande – una specie di interrogatorio. L'interprete – un tizio perfido, un vero acciso che deve aver fatto carriera esercitando il proprio zelo contro i suoi compatrioti – ti spiega che devi dire la verità, solo la verità, perché in America la menzogna è il peccato più grave, peggio del furto. Ma purtroppo la verità non serve a loro e non serve a te. Perciò non dargli retta e racconta la storia che ti sei preparato. Credici, e pure loro ci crederanno. Guardali in faccia e giura. Giuro che non ho un contratto di lavoro (ma ce l'ha, lo zio Agnello lo manda a Cleveland a lavorare alle ferrovie). Giuro che mio zio provvederà al mio mantenimento per tutto il tempo che resto a Nevorco (questa poi è proprio grossa, perché Agnello è più tirato del buco del culo di una pecora). Ma la commissione non è stata a sindacare. Aveva fretta: doveva esaminarne altri quattromilacinquecento, piombati sull'America come le cavallette della Bibbia nello stesso giorno in cui c'è piombato lui.

Melania G. Mazzucco, *Vita*, Rizzoli, Milano 2003.

6.

Nel 1974 *Il Ponte*, occupandosene [dell'emigrazione italiana] in un numero speciale (e sorvolando sull'alto tasso di rimpatri), sintetizzava l'insieme nel motto "Emigrazione: cento anni 26 milioni". Tanti quanti all'incirca erano stati, nel 1861, all'atto dell'unificazione, i censiti del Regno. Undici anni dopo il titolo ad effetto della prestigiosa rivista, i rilevamenti ufficiali, quasi a suggello di un'epoca che si poteva ormai considerare pressoché conclusa, registravano l'ultimo bilancio riassuntivo a tutt'oggi disponibile, calcolando fra il 1861 e il 1985 un totale di 29 036 000 espatri – di cui 22 253 000 relativi ai maschi e 6 780 000 femmine – contro 10 275 000 rientri per un saldo attivo di 18 761 000 italiani emigrati all'estero.

Piero Bevilacqua, Andreina De Clementi e Emilio Franzina (a cura di), *Storia dell'emigrazione italiana*, Donzelli, Roma 2001.

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN PORTUGAIS

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en portugais**, les cinq documents suivants:

Texto n°1

A Nau de Ícaro ou o fim da emigração

As nações emigrantes não podem assumir positivamente — salvo através de dispositivos complexos de ocultação — o fenómeno da emigração. Todos sabem bem que se trata de uma perda de substância do seu ser, uma hemorragia, a meio caminho entre a sangria salvadora e a sangria mortal. Todos sabem melhor ainda que a emigração é, simultaneamente, o sintoma e a sanção de um estado de subdesenvolvimento — absoluto ou relativo — ou de uma dissemetria grave no interior de um contexto económico constrangedor como o destino. Reconhecer o carácter, ao mesmo tempo, estrutural e histórico do drama da emigração, dissociá-lo da ideia de fatalidade natural, equivaleria, no mínimo, a pôr em causa a ordem do mundo em que ele toma este aspecto. Perspectiva rara, mesmo na época da crítica radical do sistema económico moderno, e impensável no quadro cultural de um país onde a emigração parece evidente desde há séculos. Aliás, esse fenómeno não era percebido no discurso da Europa, *avant garde* do progresso e promotora da revolução industrial, como preço a pagar para esse progresso e, simultaneamente, como expressão da “plenitude de energia” de um continente fustigado por esta mesma revolução?

Progresso e emigração caminhavam a par. Aquilo de que a máquina europeia não tinha necessidade (ou que não conseguia integrar) podia dispersar-se sobre esses espaços-continentes que, ou pertenciam (por assim dizer) à Europa, ou estavam inseridos havia muito tempo no sistema da economia europeia: o Brasil, o México, a Argentina e, naturalmente, os Estados Unidos. A infelicidade de uns fazia a felicidade dos outros e, por fim, a felicidade de todos. A segunda metade do século XIX e a primeira metade do século XX são a idade de ouro — se assim pode dizer-se — da emigração, aquela sobre a qual se constroem as grandes nações do futuro, sobretudo a América. É então que, no seu conjunto, a Europa se torna um continente de emigrantes. Ela livra-se dos seus pobres para que se tornem ricos (ou menos pobres) algures. Desta epopeia dolorosa e exaltante, Charlot permanecerá para sempre o símbolo ambíguo. A sua silhueta e o seu saco inscreverão o emigrante e todas as suas quimeras no imaginário do século XX. As “luzes da ribalta” tinham gerado o herói por excelência de nenhuma parte e de todos os lugares, tentando apagar, pela sua atitude bamboleante, a fronteira que separa aqueles que têm uma pátria bem sua daqueles que foram obrigados a abandoná-la. [...]

Há cinco séculos, pois, que a Europa se exporta através do seu comércio, do seu *savoir faire*, das suas ideias, das suas modas, da sua religião. Ela coloniza e emigra para consolidar a sua presença ou para se livrar dos seus pesadelos. Vinte anos após a segunda guerra mundial, começo do seu fim como continente imperialista, a Europa recicla, melhor ou pior, as suas armas, as suas máquinas, os seus bancos, as suas escolas, ou deixa-os em herança a povos que despertam. Vira-se, enfim, como antes do século XV, para si própria. Não tem necessidade de emigrar para voltar a refazer o seu tecido económico graças à ajuda dos Estados Unidos que se instalam, por direito de vitória, no seu coração. Toda a mão-de-obra europeia disponível

consegue empregar-se no que vai tornar-se a reconstrução europeia, essencialmente a da França, a da Alemanha, a da Inglaterra. Nasce então uma imigração volante, intra-europeia, que está terminando sob os nossos olhos. Italianos, jugoslavos, turcos, emigram, se é que ainda podemos empregar esta palavra. Trata-se de uma nova emigração, ou melhor, de uma migração complexa que, pouco a pouco, muda uma Europa, outrora emigrante, em continente de imigração. Sem alarde, em algumas dezenas de anos, a Europa tornou-se para si própria e sobretudo para os outros, candidatos à emigração, uma insólita América. A nossa vez chegou nos anos 60. Paradoxo supremo, os Portugueses sentem então na carne que Portugal é um país de emigrantes. E mesmo um pouco mais: um país que, por assim dizer, emigra.

Em alguns anos, mais de um milhão — 10% da população — passa a fronteira e instala-se no coração da Europa. Esse êxodo espectacular cessou há já alguns anos, mas só agora começamos a medir as suas verdadeiras consequências. Pela primeira vez na nossa história tornámo-nos emigrantes aos olhos dos outros europeus. Nunca tínhamos sido confrontados com um desafio desta ordem. Mesmo actualmente, os portugueses de Portugal avaliam mal o tipo de perturbação cultural que esta nova imagem de si próprios ocasionou. Preferem não se dar conta disso, imaginando, por exemplo, que a entrada oficial de Portugal na CEE é um acontecimento mais importante. Agora, que o traumatismo foi ultrapassado e a experiência mostra que sob esta nova imagem os Portugueses, com o seu capital e a sua herança históricos, se revelaram capazes de sobreviver e de se impor num espaço económico e cultural mais exigente do que aquele a que o seu passado colonizador os tinha habituado, podemos falar do assunto. Nada foi premeditado. Todavia, durante uma trintena de anos, milhares de homens e de mulheres, em geral sem grande qualificação no domínio do trabalho ou das técnicas modernas, transformaram, à sua maneira — como se de tal não se apercebessem —, a imagem inicial do emigrante. [...]

Na Idade Média, precisamente no país de Breughel, existia o costume de amontoar os excluídos numa nave que deixavam ir, sem guia, ao sabor da corrente. Chamavam-lhe a «nave dos loucos». Nós não éramos nem excluídos nem malditos, mas apenas um povo, outrora mediador entre o Ocidente e o Oriente, um pouco entorpecido e quase contente de estar ao largo da Europa. Talvez porque já não disponha de barcos majestosos como os que Breughel pintou, ancorados no coração da Europa, apetece imaginar que a «nave Portugal», a das gentes que emigraram ou das que ficaram no lar, se encontra de novo em casa neste porto de sonho do pintor da Flandres, onde a Europa tem dificuldade em vencer os seus demónios. E sobretudo que o nosso velho navio ressuscitado voltou ao porto sem sossobrar como Ícaro, que já Camões evocara como símbolo dos que sonham aventuras maiores do que eles.

Vence, 18 de Fevereiro de 1993.

Eduardo Lourenço, *A Nau de Ícaro, seguido de Imagem e Miragem da Lusofonia*, ed. Gradiva, 1999, p.48-53

Texto nº2

E assim, tudo na nossa vida, a casa, as mobílias, as recordações, os nossos interesses, fazia uma reportagem sentimental que dava a Papai uma presença quase física no meio de nós. Anos depois voltou com licença de seis meses. Quando já Papai estava outra vez na América foi que Mamãe teve Nanduca.

Chegavam cartas e retratos. Nhô Roberto Tomásia ia sempre receber as suas mantenhas. Ficava admirando os retratos do Papai, vestido de casimira e com uma grande corrente de relógio atravessando o colete:

- António Manuel está um americano perfeito...

Quando Tuta de Melo esteve na ilha, Mamãe foi tirar retrato a Nanduca para Papai conhecer o seu codê.

Só nos faltava Titio Joca, desterrado na Praia-Branca, para toda a família estar reunida. Apesar de morado em 102 South Second Street, Papai estava constantemente connosco. No quarto em que, à hora da deita, diante do oratório, Mamãe e Mamãe-Velha pediam a Deus por ele; na salinha, em que os móveis e os retratos falavam dele, principalmente depois da ceia, quando a conversa caía comovidamente em Papai, a trabalhar lá para essas terras que ficam tão longe, debaixo da linha do mar; na hortinha, em frente da casa, onde Papai fazia a sementeira para as assadas dos meninos; na barraca onde, boquinha da noite, se recolhiam os burros de jornada que ele levava quando saía para as hortas; ele estava nas cartas que nós os meninos recebíamos da América, com muitas mantenhas do “Papai sempre amigo”. Eu é que lia as cartas da casa.

- Chiquinho, lê tu que tens a vista mais clara.

O mundo trepidante que corria à sua volta não engolia as vozes pequenas que chamavam Papai para a sua casinha do Caleijão. A fábrica não matou a voz do pilão e do moedor rolando. E a dos amigos também. As preocupações de sempre não faltavam. “Maria, você diga Pitra para ter cuidado com as cabras para não estragar planta no Trás-do-Pico. No ‘Daisy’ mando vocês umas pranchas para o portal novo”. Consignava tantos dólares para brocas e assento de covas. Mamãe visse bem a questão da água da rega da Ribeira de João. Se fosse preciso demanda, consultássemos para S. Vicente um *lawyer* bom, que ele mandava dinheiro para as despesas.

A América bem perto de mim. Meu coração de menino não a colocava mais longe do meu círculo de afeição do que a Água-do-Canal ou o António Gegê, onde eu ia brincar com a meninência a correr navios de purgueira e de cana de milho.

Quando era mais tamaninho, figurava a América uma ribeira muito bonita, cheia de hortas muito verdes. Na ribeira Papai trabalhava de agricultura. Lá tinha suas hortas. Hortas de cana e bananeira. Hortas de sequeiro, com milho e feijão. Os trabalhos eram os mesmos que na Fajã e nas baixadas. Só lhe faltava Pitra Marguida para o ajudar. Papai tinha as suas horas de ração de rega. Lá a água seria mais abundante, porque chovia mais e caíam trovoadas mais fortes, que rebentavam as nascentes. Papai fazia farinha. Com duas as-águas a mandioca estava pronta para a farinha. Eu imaginava os trabalhos da rala, os tachos sobre o lume, e as mulheres mexendo o rodo para evitar que a farinha se empedrasse. O trapiche na lavra. Os bois giravam, pachorrentamente, na roda da almanjarra, no terreiro-de-trapiche. Os rapazinhos tangedores cantando atrás dos bois.

- Vira, Pintor, dá-me milho, eu dou-te farelo...

Eu vivia longos momentos a nostalgia do aboio.

Baltasar Lopes, *Chiquinho*, Lisboa,
ALAC, 1993, p. 18-21

Texto nº3

no dia em que chegou a portugal, o andriy procurou o apartamento do mikhalkov por indicação de um amigo russo que ficara em korosten. depois de esperar umas horas por que mikhalkov voltasse das obras e o recebesse, saiu pelos cafés à procura de emprego. levava um papel com a palavra trabalho escrita em português e o seu nome. ninguém em bragança lhe parecia dar ouvidos, mais do que apreciar o ar perdido com que olhava para as coisas. à

primeira, parecia até cego, como se o que visse não lhe devolvesse um qualquer sentido ao cérebro. estaria tão descasado das suas pessoas, do seu espaço, que cada lugar onde entrava lhe parecia parecer lógico a partir apenas do avesso. e, quando seguia alguém para lhe mostrar o papel, podia fazê-lo entrando na casa de banho ou balcão adentro, sem perceber exactamente onde ficar. o que as pessoas lhe diziam, e diziam umas às outras sobre si, não lhe era minimamente inteligível, pelo que se bastava a reconhecer o não que alguém acabava de lhe mostrar abanando a cabeça. saía, procurava luzes acesas, algum movimento pouco naquele início de noite da cidade, e persistia. sem se explicar, o que esperava encontrar era um qualquer modo de ganhar dinheiro, convicto de que acabaria nas obras, como todos os outros, a cansar-se e a apressar-se consoante a impiedosa direcção de um português maldisposto. mas, de café em café, a primeira oportunidade apareceu-lhe logo ali, naquela noite, como o sonho de vir para Portugal lhe teria dito, que em tal país haveria muito emprego, coisas de braços, porque os portugueses já não se queriam matar a fazer nada. mostrou o papel, o sujeito gordo sorriu e disse algo para trás das costas, chamava alguém, seria a sua mulher que abria a porta da cozinha e limpava as mãos no avental. sorriu. o andriy percebeu que não o dispensavam. insistiu apontando para o papel e lendo como podia a palavra trabalho, e o gordo respondeu, sabes fazer pizzas. e o andriy respondeu, trabalho. pizzas, rapaz, para comer. cala-te lá júlio, o moço não te entende e pizzas toda a gente sabe fazer. ajuda o rapaz. o júlio sorriu, pegou no papel do andriy, aproximando-lhe uma caneta e escreveu, trezentos euros. o andriy levantou os olhos. pareceu-lhe dinheiro suficiente. o júlio apontou para a ementa, via-se uma grande piza na sua capa, o queijo derretendo por sobre a massa muito fina e as azeitonas pontuando o bacon. o andriy acreditou que nunca mais passaria fome.

valter hugo mãe, *o apocalipse dos trabalhadores*, Lisboa, Quidnovi, 2008

valter hugo mãe nasceu em Angola em 1971. Passou a infância em Portugal onde vive. Ele não usa maiúscula. Nenhuma. Nunca.

Texto nº4

Nas políticas de imigração, Portugal faz a diferença **O preconceito contra os imigrantes ainda é lei entre os portugueses**

Os portugueses continuam de pé atrás, apesar de já admitirem que os imigrantes são fundamentais

A primeira vez que aconteceu foi na escola. "Preta!" Houve outras vezes, mas para Nádia, de 18 anos, filha de pais cabo-verdianos, nascida no concelho de Cascais, aquela foi a que mais se assemelhou a uma bofetada - catapultou-a para o mundo dos "diferentes". Ela não esqueceu, embora admita que as coisas entretanto melhoraram.

Desde a altura em que os pais de Nádia chegaram a Portugal, o número de imigrantes passou de menos de 50 mil para 420 mil. Eles passaram de, certo modo, a fazer parte da "normalidade". Mas Nádia desconfia que ainda não seja bem assim: "Quando temos amigos brancos, há pais que dizem logo que somos uma má influência. Como se fôssemos um vírus".

As atitudes prevaletentes entre os portugueses não reflectem o investimento institucional que tem sido feito no acolhimento de imigrantes, admite ao PÚBLICO a investigadora Verónica Policarpo, uma das autoras de um estudo da Universidade Católica sobre as representações que a população nacional tem dos estrangeiros que residem por cá. Esta dissonância ajudará a explicar o fosso que parece existir entre a experiência de Nádia e a

distinção feita a Portugal no mês passado. Seja no que respeita às possibilidades de regularização dos imigrantes, como às condições de acesso destes aos cuidados de saúde e à assistência social, que é garantido também aos que se encontram em situação ilegal, foi considerado pelas Nações Unidas como o "mais generoso" em matéria de políticas de integração de imigrantes entre 42 países.

Falta agora avaliar a sua implementação, e esta, sim, poderá depender, em parte, do que vai na cabeça de muitos portugueses. O preconceito, sobretudo contra os africanos e os ilegais, figura entre os obstáculos já identificados ao cumprimento da lei no que respeita, por exemplo, ao acesso dos imigrantes aos cuidados de saúde [...].

"Atitudes contraditórias"

Verónica Policarpo fala de "atitudes contraditórias". A percentagem de portugueses que considera os imigrantes "fundamentais para a vida económica do país" ultrapassou a daqueles que consideram o contrário; o mesmo se passou no que respeita aos que reconhecem que os imigrantes não recebem mais do Estado do que aquilo que dão.

Mas, em simultâneo, mais de metade dos portugueses mostrou-se seguro de que o número de imigrantes deve diminuir. Só seis por cento defendeu o contrário. Estes valores mostram que existe, de facto, uma "resistência à imigração", frisa.

"Há uma norma social que é cada vez mais forte e entra em cada vez mais contextos sociais que diz que é errado discriminar em função da cor da pele ou da origem das pessoas. Esta norma leva à inibição da manifestação aberta do preconceito, através de actos racistas, violência xenófoba, etc., mas não impede o seu desenvolvimento e manutenção", alerta o psicólogo social João António.

O que também se comprova nesta característica nacional evidenciada no estudo da UC. "Mais racistas" e "menos racistas" aproximam-se nas suas posições quando é dada a estes últimos "uma desculpa "politicamente correcta" para justificar a resistência aos imigrantes", revela Verónica Policarpo: "Aceita-se a presença de imigrantes mas só em determinadas condições, se tiverem trabalho, se não tiverem cometido nenhum tipo de crime, o que revela uma diferenciação em relação à posição assumida face aos nacionais".

Africanos mais prejudicados

Entre os que partem e os que entram - somos ainda mais um país de emigrantes (mais de um milhão) do que de imigrantes -, Portugal continua de certo modo refém do país fechado que foi. "Quando conhecemos, somos acolhedores. Antes é que há um problema. Somos um povo tímido, desconfiado, que reage de forma fechada ao que não conhece", descreve a alta comissária para a Imigração, que defende por isso a disseminação da mediação intercultural, a ser desenvolvida sobretudo por imigrantes ou seus descendentes, formados para o efeito: "É um método muito eficaz para a construção de pontes entre várias comunidades e culturas".

Jornal *Público*, 08.11.2009 - Por Clara Viana

Texto nº5

A avalanche dos novos portugueses no Brasil

Enquanto a crise em Portugal estiver feia, a pressão dos ilegais tenderá a crescer. Só na primeira metade deste ano, mais de 50 mil portugueses pediram residência no Brasil. E multiplicam-se os trabalhadores ilegais. Vistos e burocracia têm sido o grande travão. Arquitectos, engenheiros, gestores parecem dominar. Mas há quem chegue com o 12º ano.

Em Agosto de 2010, Cátia Almeida aterrou no Rio de Janeiro para participar no Campeonato Mundial de Capoeira. Foi campeã e não apanhou o voo de volta a Portugal. Uma filha já estava com ela. A outra veio depois com o pai. Estão todos a morar no Rio.

Algarvia de Albufeira, 30 anos, Cátia faz parte da avalanche de novos portugueses no Brasil, difícil de medir em números. Só entre Dezembro de 2010 e Junho de 2011, os pedidos de residência permanente aumentaram de 276.703 para 328.856 (dados do ministério brasileiro da Justiça).

Isto significa mais 52 mil portugueses em apenas meio ano, fora os vistos para trabalho temporário, estudantes e investigadores. Mas para ter uma dimensão justa da realidade, seria preciso somar ainda todos os ilegais. Os vistos são o grande entrave da nova corrida ao Brasil. Muitos dos portugueses em situação legal conhecem vários ilegais. Mesmo Cátia não esperava que a burocracia fosse tão difícil. E as suas filhas são luso-brasileiras.

A história desta família, na verdade, conta as duas corridas que aconteceram entre Portugal e Brasil nos últimos 20 anos. Primeiro, a corrida de brasileiros para Portugal, quando o Brasil estava mal. Depois o contrário. “Conheci o meu marido em Albufeira em 1998”, conta ao PÚBLICO. “Ele emigrara do Brasil para vir dar aulas de capoeira, tentar uma nova vida.” Rapaz de Niterói, 25 anos. Cátia tinha 17. Foi “mais ou menos amor à primeira vista”. Um ano depois já tinham uma filha, depois veio outra, depois Cátia investiu na capoeira. Em 2010 foi campeã nacional e campeã europeia. “E em Agosto a Câmara de Albufeira pagou-me a passagem para eu vir ao Mundial no Rio.” Era a oportunidade que a família precisava para inverter a emigração. As coisas em Portugal não estavam boas. “Eu trabalhava como rececionista num hotel em Albufeira, o meu marido era bombeiro profissional. Estávamos a viver para pagar as contas e já não dava, com duas filhas, a casa, água, luz, telefone. Numa dessas noites de insónia a gente resolveu: vamos embora.”

Cátia veio com a filha de 12 anos, que também é campeã de capoeira e teve direito a passagem. Mãe e filha esperaram pai e filha e foram morar para uma casa que a família dele tinha em Abolição, um subúrbio da Zona Norte. Não é o cartão-postal carioca, e Cátia arranjou um emprego de rececionista num hotel da Barra da Tijuca, outro extremo da cidade. Longas viagens de autocarro todos os dias. Mas ela está satisfeita. “O hotel paga-me vale de transporte e alimentação, dá-me seguro de saúde e seguro odontológico para mim e para os meus dependentes, uma cesta básica de 60 reais, estou a sentir-me super bem tratada.” Para a loucura de preços que tomou o Rio, o salário não é alto, 2000 reais (820 euros), com uma folga semanal apenas, mas o marido também já está contratado por uma ONG como professor de capoeira numa zona pobre.

“O custo de vida é alto em relação ao que ganhamos, telefone, luz, alimentação”, reconhece Cátia. “Mas lá metade do salário era para pagar a casa. Aqui o estilo de vida é bem melhor. Todo o fim-de-semana vamos a um cinema, a um teatro. Em Portugal só assisti a teatro na escola. E gosto do trabalho, estou a conseguir destacar-me. Em Portugal nunca tinha feito uma faculdade, fui mãe muito cedo. E aqui já completei o primeiro semestre de Educação Física.”

29.12.2011 – Jornal *Público*, por Alexandra Lucas Coelho, no Rio de Janeiro

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN RUSSE

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en russe**, les quatre documents suivants:

20 лет без СССР

У Путина — трагедия

«День» (Ежедневная всеукраинская газета), 13 февраля 2004

Президент РФ Владимир Путин считает развал СССР «общенациональной трагедией огромного масштаба». «Я думаю, рядовые граждане бывшего СССР и нынешних стран СНГ ничего от этого не выиграли. Люди столкнулись с огромным количеством проблем», — заявил вчера В. Путин. Вместе с тем он подчеркнул, что распад СССР — это в прошлом. «Сегодня нужно смотреть на реалии, в которых мы живем, нельзя только оборачиваться назад и поругиваться по этому вопросу», — сказал он. Как подчеркнул В. Путин, «есть и определенные плюсы состояния, в котором мы находимся». По его мнению, для России этот плюс заключается в том, что «она должна перестать быть дойной коровой для всех и каждого». «Мы выполняем требования наших партнеров, учитывая их интересы, и вправе требовать такого же учета наших интересов с их стороны», — подчеркнул В. Путин. При этом он отметил, что для интеграции стран СНГ «есть все, чего нет у других регионов мира, где идут интеграционные процессы: русский язык как язык межнационального общения, схожий менталитет, общая история, личные связи».

Кравчук: распад СССР — праздник для украинцев

«Луганский портал» (Донбасс), 04.05.2011

«Для Владимира Путина распад СССР — трагедия, однако для украинцев — это праздник», об этом заявил экс-президент Украины Леонид Кравчук, недавно назначенный Виктором Януковичем куратором процесса подготовки новой Конституции страны.

«Для Владимира Путина это трагедия. Страна, для которой он жил и служил, перестала существовать. А для нас это праздник — день независимости», — сказал Кравчук в интервью журналу Forbes.

В этом же интервью Кравчук поделился воспоминаниями из детства, которое проходило в Ровенской области, которая сначала входила в состав Польши, а затем была включена в состав Украины Советским Союзом.

«Разница была колоссальная! Поляки не поощряли украинский язык, не считали украинцев равными себе. Но в Польше не было ГУЛАГа, не было ночных арестов, попыток не просто подчинить, а наказать, заточить, отправить на Соловки. После прихода советских только из нашего села Великий Житин было выселено в Сибирь немало тех, кого считали середняками и кулаками. У нас это называли «отправили на белые медведи», — рассказал бывший идеолог Компартии Украины.

Патриарх Кирилл назвал распад СССР крушением исторической России

«Взгляд», 11.11.2011

Предстоятель Русской православной церкви патриарх Кирилл назвал распад СССР крушением исторической России.

«В этом году мы вспоминаем 20-летие крушения Советского Союза. Я в связи с этим предпочитаю говорить о крушении исторической России», — сказал патриарх в пятницу на совместном заседании попечительского, наблюдательного и общественного советов церковно-

научного центра «Православная энциклопедия», взяв слово после выступления спикера Госдумы Бориса Грызлова.

По его словам, многие задаются вопросом, почему произошел распад СССР, и существует много ответов. «Но среди причин, несомненно, упадок национального самосознания, национальной гордости, восприятия истории во всей ее совокупности, понимания огромного значения исторической общности людей для них, в том числе, материального и духовного процветания», — сказал председатель.

В преддверии парламентских выборов он призвал российское общество заботиться «о росте национального самосознания, достоинства для того, чтобы никогда в истории больше не повторилось то, что произошло в начале 90-х годов, и чтобы никакие ссылки на неудовлетворительное управление, неправильную идеологию не подталкивали людей к тому, чтобы разрушить государственность, потому что целились в режим, а попали в историческую Россию».

«Дай Бог, чтобы навсегда народ наш гарантированно был защищен от таких соблазнов, искушений, через которые мы прошли, потеряв историческую Россию», — сказал патриарх.

Он поблагодарил депутатов нынешнего созыва за принятие закона о передаче религиозным организациям имущества религиозного назначения — «закона, который принимался непросто, но который отразил не только существующий консенсус или, по крайней мере, высокую степень согласия в Государственной думе, но и высокую степень согласия народа России с тем, чтобы восторжествовала справедливость».

Кроме того, продолжил патриарх, то, что среди памятных дат в календаре появилась дата Дня крещения Руси, — «это тоже замечательное событие».

«Без исторической памяти не существует национального самосознания», — подчеркнул он.

Напомним, в своем послании Федеральному собранию в 2005 году президент России Владимир Путин назвал крушение Советского Союза «крупнейшей геополитической катастрофой века».

Федор Лукьянов *Источник легитимности России*
«Московские новости» 08.12.2011

Годовщина ликвидации Советского Союза, как и все памятные даты 2011 года, подчеркнула водораздел, который проходит между Россией, с одной стороны, и остальными бывшими союзными республиками — с другой. В России вспоминают распад. Кто-то с грустью и ностальгией, кто-то с радостью и злорадством, но именно как утрату. В других странах, которые до сих пор еще иногда принято называть «новыми независимыми государствами», отмечают собственное рождение, то есть обретение.

Эта концептуальная разница была и раньше, но сейчас она приобретает особенное значение для России. Фиксированность на распаде, то есть исключительно деструктивном акте, задает тон государственному строительству. Полномасштабного реваншизма в России, к счастью, никогда не было, но представление о неполноценности страны в нынешних границах распространено широко.

Конечно, для тоски по прошлому есть и формальные (помимо эмоциональных) основания. Россия в отличие от других «сестер» является официальным правопреемником СССР и ощущает себя таковым, так что неизбежно будет сопоставлять себя именно с ушедшей сверхдержавой. До поры до времени это не наносило заметного ущерба. Во-первых, на протяжении большей части послесоветского двадцатилетия состояние России было таким, что строить всерьез экспансионистские планы или мечтать о возвращении прежнего статуса на мировой арене было просто бессмысленно. Во-вторых, сохранялся (хотя постепенно и убывал) советский материально-технический ресурс, его наличие позволяло по крайней мере символически соотноситься с бывшим могуществом.

Сегодня ситуация отчасти парадоксальна. Относительное укрепление позиций России в мире на фоне такого же относительного ослабления ее традиционных соперников (Европа и США) создает предпосылки для роста амбиций, в том числе и по реинтеграции пространства бывшей державы. В то же время советский ресурс явно исчерпан, устойчивого нового не создано. И реальной базы для повышения этих самых амбиций нет. То есть классическая ситуация, когда желания не совпадают с возможностями. Вопрос, правда, в том, есть ли еще желание?

На первый взгляд кажется, что да, конечно есть. В публичной сфере тема СССР остается одной из наиболее горячих, а в любом из многочисленных ток-шоу ностальгирующие по Советскому Союзу

с разгромным счетом обыгрывают его обличителей. Да и руководители страны охотно вплетают советские аллюзии в свои высказывания. Причем если Владимир Путин больше упирает на положительные черты советской модели в принципе, то Дмитрий Медведев нередко адресует конкретно к сталинскому периоду: мол, при Сталине бы за такое к стенке, но мы гуманнее.

Однако риторикой не просматривается ни малейшего желания действительно восстанавливать нечто прежнее. Ни в смысле социально-политической модели, ни в плане территории. Постсоветская элита по сути, выполняла одну функцию — безвозвратный демонтаж советской экономической, а как следствие, и политической системы.

В 1990-е годы это осуществлялось под антикоммунистическими лозунгами, в 2000-е камуфлировалось легким ностальгическим флером. Но содержание не менялось. И сколько бы оппоненты власти ни говорили о ее стремлении восстановить СССР, нынешняя модель кардинально отличается от советской. Любая конструкция, основанная на манипулятивном управлении, какой является российская система, качественно иная, чем та, что основана на жестком централизованном подавлении, что имело место в Советском Союзе. Кроме всего прочего, манипулятивное управление явно менее долговечно, чем репрессивное, так что оно может быть только переходным к чему-то другому. А вернуться к репрессивности в отсутствии консолидированных и эффективных силовых органов, несущей идеологии или хотя бы четко осознанных интересов правящего класса невозможно.

Вопрос о том, что дальше, становится более чем актуальным. При всех огромных сложностях развития остальных республик, а преуспели, говоря честно, немногие, все эти годы там формировалась собственная национально-государственная идентичность. Именно своя, а не постсоветская. Им было проще, чем России, поскольку именно Москва служила точкой отталкивания — свое самосознание строилось на противопоставлении бывшей имперской метрополии, хотя и с разной степенью ожесточенности.

Российское демократическое движение когда-то начинало с тех же антиимперских лозунгов, что и национал-демократы в других союзных республиках. Однако России не от кого было отмежеваться — от себя самой разве что, но это стало бы сломом уже не политической системы, а базовых психологических установок с непонятными последствиями. Ведь сама Россия и была империей, а по своей структуре остается ей и сегодня.

Смысл следующего этапа развития — обретение несоветской и непостсоветской идентичности, то есть выполнение той задачи, которую каждая по-своему решили другие союзные республики. Постоянное вновь и вновь переживание утраты не просто бесполезно, оно контрпродуктивно. Тем более что невозможно выбраться из ловушки — тоскует по «настоящей стране» фактически та же элита (ее второе поколение), которая эту страну и приговорила. Ведь решающую роль в исчезновении СССР сыграла именно Российская Федерация, никакие народные фронты в Прибалтике или украинские националисты не смогли бы добиться своего, не поддержки их цели российские демократы.

Нравится нам это или нет, но Беловежские соглашения являются основой существования современного российского государства, и никакой другой основы просто не существует. Россия не сможет черпать легитимность в советском прошлом: придется искать новые источники.